

# FRÜHLING



# AM RHEIN —

## ANNO 1945

Von Fritz Mann



**EHRENFRIEDHOF**

der im

**Kriegsgefangenen-Lager Remagen-Sinzig**

**verstorbenen deutschen**

**Soldaten**

## Frühling am Rhein — Anno 1945

Den Kameraden gewidmet, die im Chaos des großen Zusammenbruches erbärmlich und verlassen in Schlamm der heimatlichen Erde zu Tausenden hinter Stacheldraht den Tod fanden.

Durch die Täler des Bergischen Landes schreitet der Frühling. Langsam und zaghaft zwar noch, aber — er ist da! Auf leisen Sohlen durchpirscht er Wälder und Matten, klopf mit weicher zarter Hand an Büsche und Bäume und weckt die Natur zu neuem Leben.

Das erste frische Grün des Jahres regt sich.

Soviel hunderttausende Menschen wie in diesen Tagen hat das Bergische Land noch nie geschaut, noch zu keiner Zeit haben solche Massen diese Fluren in so pausenlosen Ketten durchzogen. Sind all diese Menschen gekommen, um das ewige Wunder des Werdens von neuem zu erleben? Sind sie gekommen, um die Allmacht der Schöpfung in ihrem unergründlichen Walten, ihrer Güte und Größe zu preisen?

Ach, mein Freund, es ist keiner unter diesen vielen hunderttausend Menschen, der das Wunder des wiedererwachenden Lebens heute auch nur mit einem Blicke streift, keiner, der auch nur daran denkt, die Allmacht der Schöpfung in ihrer Größe und ewigen Güte zu preisen.

Unstet, ruhelos, zerschlagen an Leib und Seele irren diese Hunderttausende von Straße zu Straße, von Ort zu Ort. Ohne Ziel, ohne Glaube, ohne Hoffen. — Denn wisse: es ist April, der Frühling des Jahres 1945 hat begonnen!

Wohin sich die grauen Kolonnen wenden, schlägt ihnen der Hagel krepierender Artillerie- und Panzergeschosse entgegen. Aus den Lüften stürzen pausenlos die Staffeln roter Jabo der Erde zu und schleudern Tod und Verderben in die aufgelockerten Reihen der müden Marschierer. Hinter den Bomben und Geschossen der Bordwaffen aber trudeln Tausende und aber Tausende von Flugzetteln, kleinen flatternden Vögeln gleich, auf die Erde nieder.

Gebt den aussichtslosen Kampf auf! — Ihr werdet wie Soldaten behandelt, die ehrlich gekämpft haben! Ausreichende Verpflegung, ärztliche Hilfe und baldige Heimkehr nach Kriegsende ist Euch gewiß!

Indessen, solcher Propaganda hätte es nicht mehr bedurft. Schweigend, ohne einen Laut der Klage oder der Freude auf den Lippen, seelenleer, ziehen die zerschlagenen Ueberbleibsel einstiger Armeen auf zerbombten Straßen durch das Spalier weinender, auf den Trümmern ihrer Wohnstätten stehender Frauen, Kinder und Greise hinter Stacheldraht.

Seht, das ist die Zeit des großen Zusammenbruches.

Viel hat man darüber geschrieben und gesprochen, was auf dieser und jener Seite bisher geschah. Wir wollen das nicht bagatellisieren. Doch auch auf der anderen Seite ließ man Dinge geschehen, über die es sich einige Worte zu verlieren lohnt, — zumal auch sie dazu beitragen können, den Haß wider den Krieg schüren und die Liebe zum Frieden gewinnen zu helfen.

Von Hückeswagen im Bergischen Land zieht eine breite Straße durch Wiesen und Wälder nach Wipperfürth hinüber. Sie ist heute, da meine Schilderung beginnt, zum Schauplatz einer großen Tragödie geworden. Ein trostloser Zug von vielen tausend Menschen: Knaben, Männern und Greisen, hastet auf ihr gen Südosten. Auch der Schreiber dieser Zeilen ist einer dieser Hastenden.

Auf dem Gelände eines kleinen Stanzwerkes in einem Tale nahe Remscheid haben wir die Waffen niedergelegt. Die Kompanie besteht nicht mehr. — Und während sich die Panzer der Amerikaner langsam nach Norden weiterschieben, schreiten wir an den toten Leibern der letzten Opfer dieses Abschnittes vorbei auf die Straße hinaus — in die Gefangenschaft.

Einzelnen und in Gruppen wandern wir von Sammelstelle zu Sammelstelle. Immer größer werden die Kolonnen; bis sie schließlich zu diesem unendlichen Strom auf der Straße von Hückeswagen nach Wipperfürth angewachsen sind.

Ihr müßtet ihn sehen, diesen hoffnungslosen Zug müder, verzweifelter Menschen. Stumm und apathisch wälzt er sich durch die Täler des Bergischen Landes. Nur das Schürfen und Schaben vieler tausend Füße und das Keuchen der nach Atem ringenden Lungen ist zu hören. — Ja, ihr Männer und Frauen, ihr Väter und Mütter, ihr Söhne und Töchter, seht: — Um einen Platz an der Sonne haben wir ringen sollen — und eine Zukunft, so dunkel und verworren wie sie noch keine Generation unseres Volkes vor Augen hatte, haben wir „gewonnen“.

Jeder einzelne in diesem Zug ist seelisch und körperlich dem Zusammenbruch nahe. Aber da gibt es Aufpasser von großer vierschrotiger Gestalt, die sind auf der Hut. Und wo Beine müde werden, oder das Marschtempo zu erlahmen beginnt, da sind sie schnell zur Stelle, und ihre Stöße und Schläge pressen auch aus den Schwächsten und Ältesten die letzten Kraftreserven aus den müden Gliedern, bis dann hier und da doch die ersten Marschierer erschöpft liegen bleiben.

Ein paar Schritte vor mir schleppt sich da ein alter Volksstürmler des Weges. Sein graues Haar, naß von Schweiß, quillt unter der Mütze hervor. Die Mütze ist ein Stück vom ältesten Militärschnitt; vermutlich stammt sie noch aus dem Krieg 1914/18. Seine Habe schleppt der Alte in einem Tornister auf dem Rücken mit sich. Eben bleibt er ein paar Schritte hinter seinen Nebenleuten zurück. Man sieht leicht, welche Mühe ihm das Mitkommen macht. Da quietschen die Bremsen eines Jeep. Ein Posten, groß wie ein Hüne, springt vom Wagen, stürzt auf den Alten zu, zückt ein Messer und trennt mit raschem Schnitt die Riemen des Tornisters auseinander. Dann reißt er den Pack an sich und schleudert ihn in hohem Bogen weit in den Straßengraben hinein. Instinktiv macht der Alte einen Schritt nach der Seite, als wollte er dem Tornister nacheilen. Doch nun läßt der Posten einen derben Stock mit flinken Schlägen auf dem Rücken des Mannes tanzen. Schmerzstöhnend kehrt dieser in die Marschkolonne zurück. — Während wir, ein Nebenmann und ich, den Alten in die Mitte nehmen, um ihm durch Armunterstützung das Gehen etwas zu erleichtern, schluchzt er: Nur das Foto meiner Frau wollte ich noch herausnehmen . . . ich bin ausgebombt . . . meine Frau kam beim Angriff ums Leben . . . nur dieses Bild hatte ich noch als Andenken.

Doch was bedeutet hier die Episode eines Einzelnen? Sie ist nur ein winziges Teilchen der großen Tragödie, die heute beginnt und morgen zum Schicksal Hunderttausender, Millionen, ja — eines ganzen Volkes wird. Unbeachtet gehen solche Nebensächlichkeiten unter im Rausch der Sieger, wie im Leid der Massen.

Zu Beginn unseres Marsches behielten wir das Gepäck noch; bis auf jene freilich, die — wie der Alte aus dem Volkssturm — ihre Ermüdungserscheinungen nicht mehr länger verbergen konnten. Nur die Uhren hatte man uns genommen. Aber in diesen sechs Kriegsjahren hatten wir an ideellen und materiellen Dingen so viel verloren, daß wir den Verlust einer Uhr nicht als das tragischste Ereignis in dem großen Totentanz unseres Volkes empfanden. Nur über den Eifer

wunderten wir uns, mit dem sich die Angehörigen einer so wohlhabenden und angesehenen Nation auf diese und jene Wertgegenstände stürzten.

In den frühen Abendstunden dieses Tages sitzen wir in einem provisorischen Auffanglager, wenige Kilometer hinter Wipperfürth, zum ersten Male wohlverwahrt hinter Stacheldraht. Zehn- bis zwölftausend Menschen mögen wir nun sein. Vom fünfzehnjährigen Knaben bis zum fünfundsechzigjährigen Greis ist alles vertreten. Soldaten aller Wehrmachtteile mit und ohne Litzen. Offiziere, Beamte, Zivilisten. — Dösend, grübelnd sitzen die Zwölftausend hier. Eine Riesenmenge resigniert, in dumpfer Verzweiflung ihrem Lose nachhängende Masse Mensch ist das.

Dolmetscher werden gesucht und gefunden, erste Anordnungen getroffen. Dem heißen Tag folgt eine kühle Nacht. Jedoch, wir haben Decke und Zeltplane in Besitz. Jeder hat in seinem Gepäck noch einen Rest Mundvorrat. Es ist eine erträgliche Nacht.

In der Frühe des nächsten Tages weckt uns der Lärm heranfahrender Kraftfahrzeuge. Als wir die Decken vom Kopf ziehen, gewahren wir endlose Lkw-Kolonnen. Vor dem Lager machen sie halt. Die Wagen sind leer. Also: Abtransport! Das ist nicht verwunderlich. Ueberraschend ist dagegen der Befehl, der der Verladung vorausgeht: Alles Gepäck bleibt zurück! Nur was wir in den Taschen unserer Uniformstücke verstauen können, dürfen wir mitnehmen! — Wie, man soll nichts mitnehmen dürfen? Eine Decke wird man uns doch lassen, eine Zeltplane, etwas Waschzeug, Mundvorrat und so . . . Soviel Großmut des Siegers setzen wir trotz allem voraus, nicht wahr. Und wir machen uns daran, das Allernotwendigste zusammenzupacken. Eine Decke unter dem linken, einen Laib Brot unter dem rechten Arm, — so stehen wir bereit und harren der kommenden Dinge.

Sie lassen nicht lange auf sich warten! — Wachmannschaften stürzen herzu, reißen uns Decken und Brot aus den Armen. Wir werden in Gruppen zu je sechzig Mann eingeteilt und unter Stößen, Schlägen und Tritten auf die Wagen verfrachtet.

Es geht alles in rasendem Tempo vonstatten. Jawohl: "Mak snell Camerad!"

Und während wir hier oben stehen, mit nichts weiter belastet, als den zeretzten Uniformen auf dem Leibe — die meisten haben nicht einmal den Mantel behalten —, sinken unter uns Lebensmittel, Wäsche und Bekleidung tonnenweise in den Staub der Erde. Menschen werden darüber gejagt und viele tausend Füße zertréten und zerstampfen die ganze Herrlichkeit in Nichts.

Seht: das ist der Auftakt! — Niemand hätte erwarten sollen, daß wir hier mit besonderer Herzlichkeit aufgenommen würden. Das Gesetz des Krieges ist zu grausam, als daß sich Haß und Feindschaft über Nacht in Liebe und Freundschaft verwandeln könnten. Aber es gibt dennoch unter diesen Tausenden manche, die nicht müde geworden sind, an Unmöglichkeiten zu glauben. Den Beginn der Befreiung, so meinen sie, hätten sie sich anders vorgestellt!

Dicht bei dem Städtchen Gummersbach liegt zwischen bewaldeten Höhen eine breite Talwiese. In anderen Zeiten, wenn die Bauern mit ihren Mägden und Knechten auf ratternden Karren in gemächlicher Fahrt auf schmalen Wegen durch das gründe Land fahren, wenn die weißen Sterne der Anemonen zu Tausenden und aber Tausenden aus dem traulichen Halbdunkel des Waldes ins Tal leuchten, wenn hier unten die ersten Schlüsselblumen zart und lieblich aus den Wiesen lugen, wenn sich das Gezwitscher der Vögel mit dem munteren Geplapper des Bergbaches und dem Raunen des Windes in den Wipfeln der Bäume zu jener urewigen Melodie der Schöpfung vereint, die in uns Menschen die stillen Stunden des Lebens zu festlichem Anlaß innerer Besinnung werden läßt, dann mag dieses Fleckchen Erde einem begnadeten Hort des Friedens, einer Stätte der Läuterung gleichen.

Heute aber läßt die hohen Gedanken. Denn, Freunde, dieses Tal, diese heilige

Stätte der Schöpfung ist zur Hölle entweiht, ist zum grauenvollen Schauplatz erbärmlichster menschlicher Not und Erniedrigung herabgewürdigt.

Auf der äußersten westlichen Seite, hart am Rande des Hanges entlang, führt eine breite Landstraße durch das Tal. Auf ihr ergießen sich vom frühen Morgen an unzählige Kolonnen großer Lastwagen, angefüllt mit Menschen, ins Tal; halten kurz, speien ihre Fracht auf die Wiesen hinaus, fahren leer weiter. Stunde um Stunde geht das so.

Sechzig Menschen befinden sich auf jedem Wagen. Aber, als sich die Ankömmlinge der ersten hundert Wagen im Tale verlaufen haben, ist das ungefähr so, als bewege sich eine Handvoll Fliegen auf dem Boden eines weiten Saales. Doch das Bild ändert sich bald. Es wird Mittag; der Abend naht. Ueber der Straße flammen mächtige Scheinwerfer auf, machen die Nacht zum Tage. Der Zustrom an Gefangenen ebbt nicht ab. Nicht in dieser Nacht und nicht am nächsten Tage. Nicht in der folgenden Nacht, und am darauffolgenden Tag noch weniger. Ja, Tage und Nächte geht das weiter so. Man kann das Tal nun nicht mehr mit einem Saal vergleichen, in dem sich eine Handvoll Fliegen verlaufen hat. Nein, wie das Band eines riesengroßen Fliegenfängers, dessen klebrige Streifen von Tausenden und aber Tausenden zappelnden, krabbelnden und kriechenden Lebewesen über und über bedeckt ist, liegt das Tal jetzt zwischen den Hängen.

Nichts ist da mehr zu sehen von erstem frischen Grün. Zertreten und zertampft sind Blumen und Halme. Nur ein siedendes, brodelndes Meer — eine riesige graue Masse Mensch ist geblieben. Hier und da macht sie, vielleicht instinktiv die kommenden Tage der Qual ahnend, den Versuch, an den Hängen emporzuklimmen, um das schützende Blätterdach des Waldes zu erreichen. Aber dort oben stehen ganze Ketten von Wachmannschaften bereit; und wo sich eine der grauen Flutwellen zu weit emporwagt, sieht sie die Mündungen kurzer Stutzen und die Läufe in Bereitschaft stehender Maschinengewehre auf sich gerichtet. Und ohnmächtig, wie eine an hartem Gestein zerschellte Woge, sinkt sie kraftlos ins graue Meer zurück.

Glutheiß brennt die Sonne um die Mittagszeit ins Tal. Doch das währt nur kurze Zeit. Früh schon liegt das Tal im Schatten des Waldes. Dem kühlen Abend folgt eine frostige Nacht. — Hier und da sind ein paar provisorische Zelte aus Decken und Planen errichtet. Sie gehören den wenigen Glücklichen, die aus Sammelstellen kamen, woselbst man den Gefangenen die Habe entweder ganz oder doch wenigstens zum Teil belassen hat. Wir andern strecken uns auf der blanken Erde aus. Ganz dicht legen wir uns zusammen; und je kälter die Nacht wird, desto fester pressen wir die Körper aneinander. Dreißig, vierzig Mann liegen in einer Reihe zusammen. Du kannst dicht nicht rühren und nicht regen. Wer aufsteht, verliert unweigerlich seinen Platz. Sofort schließt sich die Reihe räkelnd und rutschend von neuem zusammen.

Oh, kennst du solche Nächte, Freund? Peinigend, wie mit spitzen Zangen zwickt dich die Kälte in Körper und Glieder. Ein frostiger Schauer macht dich erzittern. An Schlaf ist da nicht zu denken. Mit offenen Augen und hochgeschlagenem Kragen liegst du still und steif. So starrst du zum sternklaren Himmel empor, und die Gedanken ziehen ihre eigene Bahn. Sie sind dein einziger wirklich freier Besitz.

Von Höhen und Hängen leuchten die Lagerfeuer der Wachmannschaften ins Tal. Schemenhaft heben sich die Silhouetten der Posten vom Horizont ab. Hin und wieder klingt die Melodie eines amerikanischen Songs durch die Nacht. Hier unten aber regt sich nichts. Wie ein offenes Massengrab von überdimensionalen Ausmaßen liegt das Tal mit seinen stillen Gästen im flackernden Schein der Flammen.

Seht, auch die Stunden tiefster menschlicher Not können vom Hauch einer gewissen Romantik umgeben sein, — wenn es zuweilen freilich auch eine gar traurige sein mag.

Mitternacht muß längst vorüber sein. In den Reihen wird es unruhig. Einer erhebt sich, springt von einem Bein aufs andere, schlägt sich mit Armen und Händen den Körper warm. Nun folgt ein zweiter, — ein dritter. Immer lichter werden die Reihen.

Und es beginnt das ruhelose Durcheinanderwandern einer nach Zehntausenden zählenden Menge. . .

Ziel- und planlos, getrieben vom frostigen Schauer der Nacht, zieht der endlose Strom dahin. Unstet, mit bleichen Wangen, die Augen tief in den Höhlen liegend, so irren die Menschen umher. Einmal hierhin, einmal dahin. Jeder einzelne ein Schifflein ohne Steuer.

Unvergeßlich ist der Eindruck des stummen, gespenstischen Treibens einer solchen Nacht.

Fahl, zögernd, tastet sich das erste Licht eines neuen Tages über den Waldkamm auf den Höhen. Eine unangenehme Nacht geht zu Ende. Was wird der anbrechende Tag bringen? Gerüchte gehen um: Heute noch sollen wir weiterkommen. Wohin? In Westdeutschland liegen große Fabrikanlagen. Ihre Hallen sind, soweit nicht zerstört, im Augenblick unbenutzt. Man spricht davon, daß sie einstweilen als Unterkunft dienen sollen. Gern sind wir damit einverstanden. Wir sind so bescheiden geworden. Wenn man uns nur ein dürftiges Dach über dem Kopf gönnt.

Doch der Tag vergeht, und es ereignet sich nichts. Nur der Zustrom neuer Transporte hält an.

So vergehen vier Tage und Nächte.

Hohnlachend, mit grinsenden Fratzen, zieht die Kette der Geister auf, die uns das Leben zur Qual machen, die uns unbarmherzig und mit kalter Brutalität immer tiefer in diese Hölle hineinstoßen. Allen voran die Könige dieser dunklen Schar: Hunger und Durst!

Seit vier Tagen haben wir nichts zu essen, nichts zu trinken bekommen. Keinen Bissen Brot, keinen Schluck Wasser. Endlich, in der Gluthitze des fünften Tages unseres Hierseins, werden etwa ein Dutzend Blechkübel im Lager verteilt. Der größte davon mag 70 bis 80 Liter fassen. Die Zahl der Lagerinsassen dürfte mit 50 000 bis 60 000 Menschen noch zu knapp geschätzt sein. Wasserkommandos werden zusammengestellt und unter Bewachung amerikanischer Soldaten zum Brunnen geführt.

Die Trägerkolonnen, mit ihren insgesamt 12 Gefäßen, werden jeweils geschlossen zur einzigen freigegebenen Zapfstelle geführt. In einem Gang, der etwa 20 bis 25 Minuten währt, schaffen sie ungefähr 800 bis 900 Liter Wasser herbei. Wie lange mag es dauern, bis das Verlangen der letzten durstigen Seele dieser 50 000- bis 60 000köpfigen Menge gestillt ist?

Eben kehren die Wasserträger nach dem ersten Gang ins Lager zurück.

Den Gefangenen ist es bei Androhung der sofortigen Anwendung von Schusswaffen verboten, die Landstraße, welche das Lager nach dieser Seite hin abgrenzt, zu betreten. Solange sich die kleine Kolonne noch auf der Straße bewegt, ist sie in Sicherheit. Kaum aber ist sie ins Lager eingeschwenkt, da fällt die Menge, entfesselten Bestien gleich, über die Träger her, überrennt sie. Zwanzig, dreißig Mann zugleich hängen Kopf an Kopf über einem Kübel. Kaum einer hat einen Becher; da greifen sie zu den Mützen, tauchen diese in die Tonnen und versuchen so, das Wasser herauszuschöpfen. Wilde Flüche, Stoß- und Prügel-szenen lösen einander ab. In solchem, sich vor jedem Behälter entspinrenden Handgemenge, werden die Kübel umgestoßen. Ihr Inhalt versickert im Sande, noch ehe er auch nur einem Teil der nach Wasser lechenden Menschen hat nützen können.

Hier unten liegen sich die Dürstenden raufend in den Haaren, und da oben, jenseits der Straße, stehen die Amerikaner, schauen sich das Spiel an und amüsieren sich dabei köstlich. Beide aber sind davon überzeugt, Träger einer hohen Kultur zu sein. Glaubt mir: es ist ein beschämendes Bild.

Das große drückende Schweigen, welches in den ersten Tagen über dem Lager schwebte, löst sich allmählich. Man spricht, diskutiert miteinander, beobachtet — und setzt Gerüchte in Umlauf, die jeder echten Grundlage entbehren. Temperamente entfalten sich, Charaktere entpuppen sich. Gute und weniger gute! der Begriff „Kamerad“ verblaßt, an seiner Stelle spricht man vom Kumpel und redet sich so an.

Wie gesagt: seither waren die Tage glühendheiß, die Nächte kalt und frostig. Das wird nun anders. Es beginnt zu regnen. Fein und rieselnd zuerst, dann kommt das Wasser wie aus Eimern gegossen über uns. Nicht eine Stunde, oder zwei; nein — Tage und Nächte, ohne Unterlaß. Längst sind wir bis auf die Haut durchnäßt. Weit über die Knöchel stecken die Füße mit dem zerrissenen Schuhwerk im Schlamm. Hier ist kein trockenes Fleckchen Erde mehr, auf dem man die müden Glieder ausstrecken kann. Kein Dach über dem Kopf. Kein Zaun, keine Wand, kein Baum, woran man sich anlehnen kann. Nur quietschende, schlammige Erde.

Tage und Nächte geht das so. Wir wandeln nicht mehr wie Menschen einher. Aus tief in den Höhlen liegenden Augen starren wir einander an. Dem Verhungern nahe, mit schlotternden Gliedern, jeder einzelne ein Gespenst, so schleichen wir durch das Gelände.

Meiner Sinne kaum mächtig, schleppé ich mich am Ufer eines kleinen Bächleins entlang. Meine Augen brennen, die Stirne ist heiß, in den Schläfen hämmert es, der Atem geht röchelnd. Da, mitten im Bett des Baches, liegt ein großer Stein, ein Felsblock ist es eigentlich.

Der Regen rauscht noch immer in unverminderter Stärke nieder. Das Wasser ist tief. Ich achte nicht darauf. Nur ein Gedanke beherrscht mich: hinüber zu diesem Stein! Dort findest du einen Platz zum Sitzen! Mein Gott, wieviel Tage und Nächte stehe ich nun schon auf den Füßen, hier, auf diesem Schlammfeld bei Gummersbach? Bis über die Knie reicht mir das Wasser, als ich durch das Bett des Baches wate. Dann sinke ich erschöpft auf dem Stein nieder. Noch kein Sessel und kein Bett auf dieser Welt hat mich so wohlthätig aufgenommen, wie dieser Stein.

Die Dämmerung kriecht langsam ins Tal. Vor meinen Augen, die Welt, diese nichtswürdige, erbärmliche Welt, beginnt sich zu drehen. Nichts spüre ich mehr von Nässe und Kälte. Keinen Hunger, keine Müdigkeit empfinde ich. Und dieses Rauschen, das ist nicht der Regen, — das sind die Wogen der Beresina. Und diese Bäume da drüben, das ist kein Stück Wald des Bergischen Landes, nein, — das sind die Wälder von Briansk und Karatschew; darinnen riecht es nach Blut und Verwesung. Und dieser Gestank und die Gluthitze eines entsetzlich heißen Sommers im Verein mit einem fürchterlichen Durstgefühl schnürt mir die Kehle zu. Und immer weiter jage ich, von unsichtbaren Mächten getrieben, nach Osten. Seltsam, ganz allein bin ich. Nur die Gesichter der Toten begleiten mich. Und dann färbt sich die Erde weiß. Russischer Winter Anno 41! Ueber die endlosen, schweigenden Schneesteppen an der Oka peitscht mich die Furie des Krieges. Aus Schnee und Eis, aus den langen Reihen der Massengräber ragen die starren Körper und Glieder der Toten. Ihre gläsernen Augen starren zum Himmel, klagen an und haben doch alle einen so stillen ergreifenden Ausdruck des Friedens im erstorbenen Blick.

Endlich erwache ich. Es ist tiefe Nacht. Eiskalte Schauer laufen mir über den Rücken. Ich erhebe mich, wate zum Ufer zurück. Das Rollen der Fahrzeuge auf der Straße ist vorübergehend verstummt. Durch die Kopf an Kopf stehende Menge quetsche ich mich zur Lagerstraße hinauf. In der tiefschwarzen Nacht hebt sich heute das helle Scheinwerferlicht noch greller ab als sonst. Hin und wieder kommen einige vereinzelte Fahrzeuge, laden ein paar Dutzend Menschen auf, fahren wieder davon. Keiner weiß wohin. Aber das ist auch nicht so wichtig. Nur heraus aus dieser Hölle, — der Hölle von Gummersbach. Zwei, drei Stunden harren wir vergebens auf Abschub. Nur wenige haben Glück.

Vielleicht hundert, oder zweihundert Mann werden verladen. Aber was bedeutet das bei einer nach Zehntausenden zählenden Menge? Immer tiefer sinken die Köpfe auf die Brust; man schläft im Stehen.

Vor uns liegt die StraÙe. Taghell ist sie erleuchtet. Jenseits von ihr stehen die festen Zelte der Wachmannschaften. Die Posten haben Anweisung, auf jeden Gefangenen zu schieÙen, der es wagen sollte, die LagerstraÙe unaufgefordert zu betreten. So steht es auf hohen Tafeln in großen Buchstaben deutlich zu lesen. Da plötzlich beginnt in meiner nächsten Umgebung ein Kamerad zu lachen. Heiser und irre, schaurig klingt es in die Nacht. Nun beginnt sich der Lacher zu bewegen. Ein seltsamer, nicht gut zu beschreibender Ausdruck spiegelt sich in seinem Antlitz. Langsam strebt er der StraÙe zu, schleppt sich über den Graben, ganz ohne Hast. — He, wohin? rufen ein paar Leidensgenossen hinter ihm her. Aber der andere gibt keine Antwort; geht nur langsam, kichernd und mit sich selbst redend über die StraÙe, erreicht sie zur Hälfte — da kracht ein Schuß. Lautlos sinkt der Freund, Kamerad, oder Kumpel, wie wir ihn nennen wollen, zusammen; rührt sich nicht mehr.

Ein Meisterschuß aus etwa dreißig Meter Entfernung!

Vom Westhang herüber zieht ein kleines, bereits erwähntes Wasser quer durch das Tal. Es teilt dieses in eine nördliche und in eine südliche Hälfte. Eines Tages, in den Mittagsstunden, marschieren einige Dutzend Wachmannschaften zum Lager herüber, nehmen in gleichmäßigen Abständen am nördlichen Ausgang des Tales Aufstellung und beginnen die ganze, vieltausendköpfige Menge von der nördlichen auf die südliche Talhälfte hinüberzutreiben.

Dabei geht es recht bewegt zu. Denn die Treiber, die Soldaten, drängen schneller als wir, das Wild, vorankommen können. Jedoch die Wachmannschaften sind im Besitz fester, erprobter Knüttel; diese sausen treffsicher und unbarmherzig auf jeden erreichbaren Rücken nieder. Das wirkt Wunder! Die Masse stürmt durch das Tal, als sei der Leibhaftige hinter ihr her! Wer von den Flüchtenden stürzt, dem geht es schlecht. Zuerst trampeln die FüÙe der Deutschen über ihn hinweg, dann kommt er ins Hintertreffen und kriegt, bereits blutüberströmt, noch die Stockschläge der amerikanischen Soldaten zu spüren.

Am tollsten geht es am Bache zu. Wer gerade Glück hat, rettet sich mit einem Sprunge aufs andere Ufer hinüber. Meistens aber läßt die nachrückende Menge keine Zeit zum Ansatz eines Sprunges. Reihenweise gleiten die Gehetzten aus, stürzen und purzeln kopfüber ins Wasser. Für Zuschauer mögen solche Szenen ein recht groteskes und amüsantes Schauspiel sein, für die Betroffenen dagegen ist es ein schlechter und unangenehmer Scherz, denn sie verbringen die nächste Nacht ohne Decke und Zelt in durchnässten Kleidern unter freiem Himmel.

Endlich stehen wir, so eng zusammengepreßt, daß selbst das Atmen schwer wird, alle auf der südlichen Hälfte des Tales. Und da folgt nun die angenehmere Seite dieses Zwischenspieles. Eine ganze Anzahl hochbeladener Lkw. rollt auf den nördlichen Teil der Talsohle; große viereckige Pappkartons werden abgeladen, dann fahren die Wagen leer zurück. — Die Kartons aber werden zu mächtigen säulenartigen Wänden aufgebaut. Kaum stehen sie, da werden wir auch schon wieder in langen Reihen, an ihnen vorbei, zurück auf die nördliche Talhälfte gejagt. Vor jeder Kartonwand aber steht ein amerikanischer Soldat, greift — indem wir vorüberspringen — in eine der Kisten und wirft jedem von uns ein kleines Päckchen zu. — Wer allerdings das Tempo des Laufes zu früh verlangsamt, erhält außer dem Päckchen noch einen wohlgezielten Schlag mit dem Stock hinzu.

Ach, diese ständigen Prügelszenen! Wir lernen sie hassen. Wir jüngeren und mittleren Jahrgänge können ihnen zuweilen noch einigermaßen ausweichen, leid tun einem vor allem aber die Alten. Denn man macht hier keinen Unterschied, und von den Sechzigjährigen verlangt man die gleiche Beweglichkeit wie von den Zwanzigjährigen.

Dies also ist unser erster Verpflegungsempfang nach der Gefangennahme . . .



Nun stehen wir wieder am alten Platz, öffnen die Päckchen und laben uns an ihrem Inhalt. Es sind kleine Packungen, wie sie die amerikanischen Soldaten als Beigabe zu den üblichen Mahlzeiten erhalten. Jedes Päckchen enthält etwa 4 Keks, ein Büchsen Käse in der Größe einer Schuhpastendose, eine Prise Kaffee, etwas Zucker und vier Zigaretten. Das ist nicht viel für einen Magen, dem seit gut 120 Stunden kein Bissen Nahrung angeboten wurde. Immerhin, uns ist zumute wie Schiffbrüchigen auf hoher See, denen man plötzlich einen Rettungsring zuwirft; sie wissen wohl, daß dieser Ring sie nicht in den rettenden Hafen bringen wird, aber — er wird sie wieder eine Weile über Wasser halten.

Daß diese erste Verpflegungsausgabe allerdings nicht als reine Geste der Menschlichkeit anzusehen ist, lassen uns die Posten bald wissen: Auf dem Gelände zerstreut liegt das Leermaterial der eben zur Verteilung gekommenen Proviantpäckchen in Form von vielen tausend Kisten und Kästen umher. Für solche Dinge haben Menschen, die Wochen und Monate hindurch ohne jeden Schutz unter freiem Himmel kampieren müssen, stets Verwendung. Als aber die ersten Landsler den Versuch wagen, die Kisten und Kästen an sich zu nehmen, treibt man sie mit wuchtigen Kolbenhieben und -stößen zurück. Und damit auch wirklich nicht einer dieser leeren Behälter einem besseren Zweck zugeführt werden kann, schichtet man sie aufeinander und zündet sie an. Es gibt ein schönes, ein herrliches Feuer, das vom Mittag bis in die Nacht hinein brennt.

Die Kette der Fahrzeuge, die weitere Gefangene ins Lager bringen, reißt noch immer nicht ab. Längst vermag die Talsohle die Massen nicht mehr zu fassen. Jenseits der Straße reicht eine Lichtung, etwa 400 Meter breit und ebenso tief, bis zur Höhe hinauf. Auch hier staut sich die Menge nun Kopf an Kopf.

Die Zahl der bisher ins Lager Gummersbach eingebrachten Gefangenen wird mit siebzigtausend geschätzt. — Siebzigtausend Menschen bei schlechtestem Ernährungszustand — ohne ausreichende Wasserversorgung — bei Hitze, Kälte, Sturm und Regen — ohne Dach über dem Kopf, ja, die meisten ohne Decke oder Mantel — kein Arzt, keine Medikamente. Jeder fühlt instinktiv, daß er hier nicht krank werden darf; ernstliche Erkrankung bedeutet in dieser Hölle das Ende.

Klar und strahlend, als habe sie das Antlitz nie verhüllt, steht endlich wieder die Sonne über dem Lager. Wohlige Wärme erfüllt das Tal. — Mit dem Anstieg der Temperatur aber zieht ein neues Uebel herauf. Eine nach Zehntausenden zählende Menschenmenge bevölkert, wie gesagt, das Lager. Aber seht, es fehlt selbst an den einfachsten Anlagen zur Erledigung der primitivsten menschlichen Bedürfnisse. Ein paar Gruben, so denkst du, hätte man doch auswerfen können. — Womit? Im ganzen Lager steht uns kein einziger Spaten zur Verfügung. Oh, wenn der heiße Wind über die widerlichen Stätten hinweg durch das Lager fegt, ist die Luft von entsetzlichem Gestank erfüllt. Erspart mir jede weitere Schilderung dieser Bilder, — der Ekel steigt in mir hoch. —

Was soll bei Fortdauer solcher Zustände aus diesem Lager werden? Immer zwingender, immer brennender steht diese Frage über dem Tal, beschäftigt Tag und Nacht die Gedanken der Menschen hier unten. Und wirklich: keine bessere Brutstätte könnten sich die finster drohenden Gespenster der Seuchen und Krankheiten wünschen, als dieses Tal in der augenblicklichen Situation. — Endlich, wie Erlösung geht die jüngste Kunde durch das Lager, dringt wie Balsam in die müden wunden Herzen der Gepeinigten: Das Lager wird innerhalb kürzester Frist aufgelöst!

Hunderte und aber Hunderte von Fahrzeugen rollen wieder ins Tal, stehen in zwei und drei Reihen nebeneinander, werden mit Menschen vollgepfropft und fahren wieder davon. — Wie Oelsardinen in der Büchse kleben wir, im Schweiß der Schwäche gebadet, auf den Wagen aneinander.

Fort geht es! Wohin? Das ist vorerst unwichtig. Nur heraus aus diesem Tal — aus der Hölle von Gummersbach! — Auf glatten, sauberen Straßen geht

es in rascher Fahrt durch Dörfer und Städte der Heimat. Die meisten unter ihnen hat die Furie des Krieges schlimm zerzaust.

Das erste Mal halten wir in einem kleinen Flecken. Ein paar Bäuerinnen laufen an der Straße zusammen, schauen sich die traurigen, zerlumpten Gestalten an und fangen an zu weinen. — Doch was nützen zu solcher Stunde noch Tränen? — Seht, die Uhr schlug zwölf! Euer und unser Glaube, alle Hoffnungen, alle Wünsche, alle Opfer — sie sind in nichts zerronnen — es war alles umsonst . . .

Ein paar Stimmen von den Wagen bitten: Bringt uns einen Schluck Wasser, bitte. — Sofort stürzen die Frauen davon. In Eimern und sonstigen verfügbaren Kübeln schleppen sie Wasser herbei, einige kommen sogar mit Brot zurück. Nun machen sich die Frauen daran, das Wasser in Becher zu gießen und das Brot aufzuschneiden. Uns, auf den Wagen, läuft das Wasser buchstäblich im Munde zusammen. Da aber springen die Wachmannschaften herbei, treten Eimer und Kübel zur Seite, so daß sie polternd die Böschung hinunterrollen und das Wasser in der Erde versickert; die Frauen jagt man davon.

Nichts da! Kein Wasser, kein Brot, keine gute Tat den Besiegten! Nicht wahr, so sind die Gesetze des Krieges . . .

In Siegburg, auf einem kleinen Platz, halten wir ein zweites Mal. Da ist eine Straße, ich kenne sie noch gut. Nahezu sechs Jahre sind es her, da zogen wir auf ihr in die stillen Grenzdörfchen der Eifel.

Im Sommer 1939 war das . . . Ein schier endloses Band von Menschen, Maschinen und Waffen schob sich gen Westen. Wohl hatte der Krieg begonnen, doch in zahllosen Herzen jener Millionen, die gerade das bürgerliche Kleid mit der grauen Uniform vertauscht hatten, glomm noch ein Funke der Hoffnung: Hätten die führenden Staatsmänner diesseits und jenseits der Grenzen nicht oft genug darauf hingewiesen, daß sie den Krieg kennen und verachten gelernt hätten? Viele unter ihnen waren selbst Frontsoldaten gewesen, sie betonten das bei jeder Gelegenheit. Sollten sie nicht Mittel und Wege finden, sich aus dem Engpaß, in den sie durch ihre machtpolitischen Bestrebungen hineingeraten waren, wieder herauszuwinden? Sollten sie, die das Vertrauen ihrer Völker besaßen, nicht die Kraft aufbringen, auf die Durchführung ihrer ehrgeizigen Pläne zu verzichten, um so der friedliebenden Menschheit den grauenvollen Opfergang eines unsinnigen Krieges zu ersparen? Freilich, man hatte schon ein wenig mit dem Säbel gerasselt, doch rechtzeitig würde man gewiß auf beiden Seiten noch zur Einsicht kommen und den Rückweg zur Vernunft antreten. Nicht wahr, auch in solcher Richtung dachte man in Deutschland und in Europa. —

Ja, und heute! — Augen gerade aus! . . . Rührt euch! . . . So, nun schaut euch diesen Sauhaufen an; — das sind die Scherben eures einst so herrlichen, blühenden Vaterlandes!

Hat man uns hier, auf dem Platz in Siegburg zur Schau gestellt? Menschen kommen. Selbst noch das Grauen und die Not dieser Tage um das eigene Ich in den Augen, lesen wir darinnen das Mitleid mit uns. Eben löst sich ein altes Mütterchen aus der Menge, kommt dicht an den Wagen heran und fragt treuherzig: Habt ihr nichts von meinem Sohn gehört? — Sie nennt den Namen, aber die, an welche sich die Alte wendet, bleiben stumm. Keiner rührt sich. Als sei das Weib da unten ein Wesen aus einer anderen Welt, so stieren sie es mit leeren Blicken an. Die Frau kramt einen Zettel aus der Tasche, nennt eine Feldpostnummer und fährt fort: Achtehn Monate hab' ich nichts von meinem Martin gehört. Hier ist sein letzter Brief, — da bei Tscherkassy herum war er zuletzt — und er meinte, daß seine Kompanie nun bald nach dem Westen käme . . . War keiner von euch in Tscherkassy? . . .

Ach, gute Alte — es hat keinen Zweck. Die hier oben sind auf vielen Straßen Europas in Ost und West herumgehetzt. Auf so vielen Straßen, daß sie darüber müde geworden sind — und dein Martin? . . . Sieh', da ist eine Steppe. Der

Sturm fegt darüber hin. Nimm ein Haar aus deinem grauen Sorgenhaupt . . . gib es dem Sturm zum Spiel . . . warte bis sich der Sturm gelegt hat . . . und nun geh' in die Steppe hinaus . . . suche das Haar! — — —

Sieh', altes Mütterchen, so ist das mit deinem Martin und dem Land da drüben.

Kopfschüttelnd geht die Alte weiter, — zum nächsten Wagen . . .

Die Räder rollen wieder. Wir fahren über den Rhein. Wie, über den Rhein? Wohin bringen sie uns? Nach Frankreich, nach Amerika? — Geduld, Freunde. Nun geht es hart nach Süden hinunter; immer an den Ufern des Rheins entlang. Hin und wieder kosten wir für Sekunden den süßen, lieblichen Duft blühenden Flieders. Ach ja, es ist Frühling!

Die Wasser des Rheines fließen wie einst zu Tal, aber aus den rauschenden Fluten ragen die Wracks versenkter Kähne, Skeletten riesiger Ungetiere gleich, empor. Die Häuschen jener Dörfer, die von der rauhen Faust des Krieges verschont blieben, stehen schmuck und rein, von grünem Efeu umrankt, an den engen traulichen Straßen; aber die Menschen wandeln mit bleichen Gesichtern einher. Das Echo des eben verstummten Kriegslärmes hallt noch im Lande nach . . .

Wir kommen durch Bad Godesberg. Noch weiter geht es den Rhein hinauf. — Sinzig! ruft da ein ehemaliger Flaksoldat, und er deutet nach einem bestimmten Punkt hin und sagt: Dort hatten wir unsre Stellung. — Nachdem wir die Stadt durchfahren haben, verlangsamt sich die Fahrt. An Bergen von Stacheldraht vorbei rollen wir in ein riesiges Lager ein. — Ein Gelände von etwa 3000 Metern Länge und vielleicht 800 Metern Tiefe; umgeben von meterhohen Stacheldrahtwänden, bespickt mit unzähligen Wachtürmen, Hunderten von Posten, ständig herumflitzenden Jeeps mit aufmontierten Maschinengewehren — das ist unsre neue „Heimat“, das Kriegsgefangenenlager Sinzig! — Auch hier gibt es kein Dach über dem Kopf, kein Zelt, — nichts . . .

In fieberhafter Eile sind die Arbeitskommandos dabei, im Innern des Lagers Pfähle einzurammen, Stacheldrahtabgrenzungen zu ziehen und sonstige Vorbereitungen zu treffen, die unschwer darauf schließen lassen, daß dieses Lager nicht nur für ein paar Tage vorgesehen ist. — Wir sind noch unter den ersten Tausenden, die man ins Lager einbringt. Kaum haben wir den Wagen verlassen, da kommt ein schwarzer Soldat auf unsre Gruppe zu, nimmt einige Schachteln Zigaretten aus der Tasche und radebrecht: Nix Uhr? Ich geben viel' Zigaretten'. — Uhr fort ohne Zigaretten', sagt einer von den unseren und deutet mit nicht mißzuverstehenden Gesten an, daß ihm die Uhr bei der Gefangennahme gestohlen wurde. Da grinst der Neger, zuckt und wackelt mit Kopf und Schultern und meint, einmal auf sich, einmal auf den andern deutend: Schwarz Sklav — weiß Sklav!

Wieder vergehen Tage mit Fasten. Das Band der Fahrzeuge, die weitere Gefangene bringen, reißt nicht ab. Man beginnt zu sieben. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften werden getrennt. Angehörige der Luftwaffe werden ebenfalls gesondert untergebracht.

Wie Pilze nach dem Regen schießen die Pfähle aus der Erde, werden mit Stacheldraht bespannt. Man teilt uns ein, notiert Namen, reißt das Ganze wieder auseinander und beginnt von neuem. — Es hat sich an unserer Lage hier gegenüber den Zuständen im Lager Gummersbach nichts zu unseren Gunsten verändert. — Auch das Lager Sinzig ist, von der Weite des Raumes abgesehen, für die Aufnahme solcher Massen in keiner Hinsicht geeignet. Das ganze Unternehmen muß einer Katastrophe entgegentreiben — aber der Menschenstrom hierher wird nicht abgestoppt. Man greift Menschen auf, wo man sie findet. Den fünfzehnjährigen Jungen nimmt man von der Seite der weinenden Mutter, den betagten Vater reißt man aus dem Kreise der Familie, den Bauer holt man vom Felde. — Man wird solche Zustände nicht lange aufrecht erhalten, meinen ein paar Optimisten; draußen in den Magazinen der ehemaligen Wehrmacht lagern

nöch genügend Reservebestände an Lebensmitteln und Bekleidung, man wird sie heranschaffen. — Hoffen wir es . . . Was man bisher zur Betreuung der Massen herangeschafft hat, sind allerdings nur Pfähle und Stacheldrahtrollen, diese freilich türmen sich zu Bergen.

Am dritten Tag unseres Hierseins versetzt eine aufregende Kunde Teile des Lagers in fieberhafte Erregung. Wenige Meter von der südlichen Abgrenzung des Lagers, noch diessseits des Zaunes also, haben Kameraden einige Mieten mit Futterrüben aufgestöbert. — Diesen Aufbruch solltet ihr sehen! — Gleich dem wandernden Zug eines Ameisenvolkes ziehen die ausgezehrten, dem Verhungern nahen Gestalten nach den Mieten hinüber. Hier liegen sie auf dem Boden, bohren die verkrampften Finger in die Erde. Gierig, heißhungrig schlingen sie die Rüben ungewaschen hinunter. Lange noch, nachdem die letzte Rübe aufgezehrt ist, durchwühlen die Hände hungriger Menschen die Erde.

Laßt mich das Durcheinander der nächsten Tage überspringen . . .

\*

Wir leben nun in einer ansehnlichen Lagerstadt. Das heißt: der Begriff „Stadt“ bezieht sich allein auf die Anzahl der versammelten Menschen. — Einhundert-zwanzigtausend Seelen auf einem Gelände, etwa 800 mal 3000 Meter groß! Das Lager ist in ungefähr 22 bis 25 durch Stacheldraht voneinander getrennte Flächen aufgeteilt. Die einzelne Fläche nennt man „Camp“. Jedes Camp ist durchschnittlich mit fünf- bis siebentausend Kriegsgefangenen belegt, die in Tausendschaften aufgestellt sind. Eine Tausendschaft besteht aus zehn Hundertschaften; diese wiederum zergliedert sich in zehn Gruppen zu zehn Mann.

Was ist sonst noch von solch einem Camp zu berichten? — Es hat zur medizinischen Betreuung seiner fünf- bis siebentausend Menschen ein Revierzelt von dem Ausmaß einer doppelten Wohnstube. Darin geben sich ein deutscher Stabsarzt, ein paar Sanitätsunteroffiziere und Gefreite verzweifelt Mühe, mit Instrumenten und Medikamenten, die ebenso armselig und unzulänglich wie in der Zahl gering sind, ihre wenig beneidenswerte Aufgabe zu erfüllen. Vor diesem Zelt steht eine vielhundertköpfige Menschenreihe; gleich einer riesigen, mit eitrigen Wunden und sonstigen Krankheiten behafteten grauen Schlange harren diese Menschen Stunde um Stunde, — aber je langsamer sich das schmutzige graue Ungetüm durch den schmalen Spalt in das Zelt hineinschiebt, um so schneller wächst es am anderen Ende nach. Nahe dem Zaun, hinter welchem sich in etwa 300 Meter Entfernung die Fluten des Rheins zu Tal wälzen, befindet sich die Latrine. Das sind einfache Gruben, die unter Berücksichtigung solcher Menschenmassen eigentlich täglich erneuert werden müßten; das allerdings ist infolge des spärlich vorhandenen Handwerksgerätes nicht möglich. Ein ekel-erregender Gestank verpestet, besonders an heißen Tagen, die Luft des ganzen Camps. Das Wasser wird dem Rhein entnommen. Nachdem es einen Zusatz von Chlor erhalten hat, wird es durch Motorpumpen in langen Rohren die breite Lagerstraße hinunter geleitet; von hier zweigt man es in die links und rechts der Straße angeordneten Camps ab. In Strahlen, die bei normaler Wasserabgabe die Stärke eines kleinen Fingers haben, entströmt es den Zapfstellen.

Die wichtigste Angelegenheit des ganzen Tages ist der Verpflegungsempfang! So etwas müßt ihr mitansehen! — Der Campführer, ein Deutscher (ebenso sind auch die Tausend-, Hundertschafts- und Gruppenführer Deutsche), zieht mit seinen „Stäben“ zum Verpflegungscamp. Jedesmal, wenn die Kolonne einer Tausendschaft mit Kisten, Säcken und Päckchen beladen ins Camp zurückkehrt, recken sich ein paar tausend Häuse dem Eingang zu. Man spricht und wägt und schätzt, stellt Vermutungen darüber an, ob die Rationen heute vielleicht doch einmal etwas höher sein könnten wie seither, und macht lange Gesichter, wenn man die Zahl derer überschlägt, die als Träger mitgingen und nun leer zurückkehren.

Jetzt beginnt die Aufteilung! . . . . .

Vor dem Wigwam des Campführers, einer malerischen, aus dem Blech auf-

geschnittener Konservbüchsen zusammengebauten Hütte, nehmen die Tausend-schaftsführer ihre Rationen in Empfang; sie teilen wieder durch zehn und ver-sorgen ihre Hundertschaftsführer. Die Hundertschaftsführer ziehen mit dem auf-geteilten Gut in ihr Bereich, teilen abermals durch zehn und händigen die mittlere-weile beängstigt zusammengeschumpften Häufchen den Gruppenführern aus.

Die Schlußphase ist das Aufregendste von allem: Neun, schier zum Skelett abgemagerte Gestalten umringen den Gruppenführer, ihren „zehnten Mann“: Aus heißhungrigen, fieberhaften Augen verfolgen sie argwöhnisch jede Bewegung des Gruppenführers. — Es ist kein einfaches Amt, das der Aermste da ausübt. — Er nimmt seinen Löffel aus der Rocktasche, streicht ihn mechanisch am staubigen, schlammverklebten Gewand „sauber“ und beginnt an die im Halbkreis um ihn stehende nervöse kleine Schar auszugeben: 1 Löffel Gries, Zucker, Milchpulver, Kaffee, Thunfisch, Tomatentunke. Von allem gibt es, wie gesagt, einen Löffel voll, bleibt etwas übrig, so wird es mit der Messerspitze aufgeteilt, und einen Heidenkrach gibt es, wenn einer glaubt, daß er zu schlecht bedient wurde. Hin und wieder gibt es noch eine oder zwei rohe Kartoffeln. Feine Leute sind die, welche noch im Besitz eines Eßgeschirres, eines Bechers oder sonstigen Gefäßes sind; sie können sich ihre Zuteilung wenigstens einigermaßen nach „Waren-gattung“ zusammenschütten lassen. Den Gries meinerwegen mit dem Zucker, die Fische mit der Tomatentunke usw. — Die andern freilich haben ihre liebe Not. Ein alter Brief, ein Kuvert, oder ein sonstiges Papier, das sich irgendwo in einer Tasche der zerlumpten Uniform findet, muß so lange herhalten, bis im Laufe der Zeit eine oder mehrere Konservbüchsen ergattert sind. Da haben wir zum Beispiel einen Alten in unserer Gruppe, — dem äußeren Bild nach die schrecklichste Erscheinung, die ich auf deutscher Erde je als Mensch vor Augen bekam. Das Gesicht ist von einem entsetzlichen Stoppelbart überwuchert, seit Wochen ist kein Tropfen Waschwasser an ihn gekommen, und da er es auch nicht für notwendig hält, sein schlammverkrustetes Gewand wenigstens hin und wieder auch nur ein wenig abzuschütteln, schaut er drein wie ein rechtes Gespenst aus Schmutz und Borsten. — Den „grauen Methusalem“ nennen sie den Alten in der Gruppe.

Ja, und nun seht, dieser graue Methusalem also läßt sich alles was ihm zu-steht, Gries, Fische, Zucker, Weizen, Tomatentunke und Kaffee in seine zwei hohlen Handflächen schütten, geht damit nach seinem Platz und verschlingt das Ganze, so wie es ist. Hinterher nimmt er die Kartoffeln aus der Tasche, streift sie flüchtig am Gewand ab und würgt auch sie samt Schale in rohem Zustand hinunter.

Unglaublich, das — so denkst du vielleicht — so benehmen sich nur die Wilden im fernen Busch, nie aber moderne Menschen der abendländischen Zivilisation. — O, mein Freund, willst du dich davon überzeugen, wie schnell sich der Mensch zur Bestie, die Zivilisation zur Wildnis verwandeln kann, dann komme nur zu uns ins Kriegsgefangenenlager nach Sinzig am Rhein . . . .

Zu den „Begnadeten“ auf diesem Felde menschlicher Erniedrigung muß man zweifellos jene Kameraden (oder auch Kumpels) zählen, die eine Zeltplane, oder doch wenigstens eine Decke mit in die Gefangenschaft herüber zu retten vermochten. Diese (wenigen) Glücklichen schließen sich in Gruppen von zwei bis zehn Mann zusammen. Sie bauen sich behelfsmäßige Zelte, hüllen sich darunter in ihre Wolldecken ein und wenn das freilich auch kein Ersatz für ein noch so primitives menschliches Heim sein kann, so sind sie doch wenigstens vor den schlimmsten Unbilden der Witterung geschützt. — Wir anderen, die nichts zu teilen, nichts zum Mitbenutzen und nichts zum gemeinsamen Gebrauch anzubieten haben, sind die ewig Einsamen, die „Alleingeher“.

Kaum dreihundert Meter vom Camp zieht, wie schon gesagt, der Rhein vor-über. Könnt ihr euch denken, wie ungemütlich besonders die regen- und sturm-durchpeitschten Nächte sind! Wir suchen die Gewalt der peinigenen Nächte dadurch abzuschwächen, daß wir uns mit dem Deckel einer Konservbüchse,

mit einem spitzen Stein oder einem anderen Gegenstand ein Loch in der Erde auskratzen; gerade so groß und so tief, daß der gekrümmte Körper etwa eine Handbreit unter der Erdoberfläche zu liegen kommt. Das freilich hat nur so lange Zweck, als es bei Wind und Sturm bleibt. Sobald Regen einsetzt, ist es auch mit diesem anspruchslosen Schutz vorbei.

Ueberhaupt, welche Witterungskontraste bringt dieser Frühling, — dieser Mai des Jahres 1945! Tropische Hitzewellen, frostige Nächte, stunden-, ja tagelange wolkenbruchartige Regengüsse, — alles wechselt in jähem Umschwung durcheinander.

Unterdessen rollt jenseits des Stacheldrahtes, zwischen Rhein und Oder, die letzte Szene der blutigsten und bestialischsten Katastrophe, die je von Menschen entfesselt wurde, zu Ende. Aber so gewaltig und welterschütternd das Geschehen dort drüben auch sein mag: der Wellenschlag solcher Ereignisse wird im Augenblick in diesem Lager der Hundertzwanzigttausend kaum noch wahrgenommen. Ja, noch vor Tagen und Wochen sind wir in diesem Sturm da draußen mitgetrieben, nun aber hat uns das Schicksal auf diese Klippe geworfen.

Strandgut zwischen Gestern und Morgen sind wir geworden. Ach, die Interessen hier in dieser Welt zwischen Stacheldraht gehen um andere Dinge: Sieh, da kommt ein Kamerad, oder Kumpel, quer durch das Camp geschritten. Vorsichtig, damit kein Tropfen verloren geht, trägt er ein Kochgeschirr, bis zum Rand mit Wasser gefüllt, in der Hand. Behutsam geht er voran, meidet sorgsam Unebenheiten im Boden, pirscht sich um Lagerplätze und Zelte herum. Da plötzlich bleibt sein Fuß in einer Feuerstelle hängen. Der Mann stürzt . . . Das Gefäß gleitet ihm aus der Hand . . . Das Wasser versickert in der Erde. — Entsetzen spiegelt sich in den Augen des Aermsten. Wie, Entsetzen wegen einem Topf Wasser, denkst du nun wohl. Geduld mein Freund, laß dir den Hergang der Wasserbeschaffung in solch einem Camp erklären, vielleicht wirst du dann das Entsetzen dieses Mannes wegen einem verlorenen Tropfen Wasser besser verstehen! Ein Camp mit seinen fünf- bis siebentausend Menschen verfügt über eine einzige Zapfstelle, die das Wasser in etwa fingerdickem Strahl abgibt. Auch wenn es strengstens untersagt ist, Wasser für Waschzwecke zu entnehmen, darf man nicht annehmen, daß eine so primitive Pumpanlage in stande ist, die reibungslose Wasserversorgung für hundertzwanzigttausend Menschen zu gewährleisten. Stundenlange Unterbrechungen in der Wasserversorgung sind an der Tagesordnung. In Schlangen von 200 bis 300 Metern Länge, zwei bis drei Reihen nebeneinander, stehen die Wasserholer vor der Zapfstelle. Eine halbe, vielleicht auch eine Stunde fließt das Wasser, dann bleibt es plötzlich weg. Geduldig warten die Durstigen. Keiner denkt daran, seinen Platz aufzugeben, denn geht er davon, so muß er sich später wieder am Ende der Schlange anstellen. Ein Tag und eine Nacht kann vergehen, bis der Einzelne zu seinem Wasser kommt. Aushalten! heißt die Parole. — Endlich beginnt das Brunnlein wieder zu fließen, gleich darauf stockt es wieder. So geht das fort. Keiner weiß, wie lange die Trockenpause dauert; einmal währt sie fünf oder zehn Minuten, dann 5 oder 6 Stunden. Ja, es ist schon keine Seltenheit mehr, daß man sich in der Frühe um 4 Uhr anstellt und am Nachmittag um 2, 4 oder gar 6 Uhr zurückkehrt.

Stunde um Stunde sind die Wartenden den Strahlen einer geradezu mörderischen Sonne ausgesetzt. Einmal hier, einmal dort bricht ein Mensch zusammen. Aber das ist nichts Neues mehr. Schweigend nimmt man die zusammengesunkenen Gestalten auf, schleppt sie zum kleinen Revierzelt hinüber. Oft haben sie keine Betreuung mehr nötig; man legt sie in einen stillen Winkel außerhalb des Zeltes zur Ruhe, bedeckt das Gesicht mit der Mütze und wartet bis der Totenkarren kommt.

Bald kriechend, bald stockend windet und räkelt sich diese, von Müdigkeit, Hunger und Durst gepeinigte Menschenschlange vom ersten Morgengrauen bis zum Abendrot, vom Abendrot bis zum Morgengrauen vor der Zapfstelle. — Unter glutheißer Sonne am Tage — unter dem tausendfältigen Sternenglanz der Nacht . . .

So ist das mit dem Wasser hier, und nun mag man das Entsetzen im Antlitz eines Menschen verstehen, der den Inhalt seines Kochgeschirres, oder auch nur einer Büchse, im Sande versickern sieht.

Jede einzelne dieser hundertzwanzigtausend Seelen, die in dieser trostlosen Stadt dahinvegetiert, hat ihr eigenes Schicksal. Da ist z. B. Alex: groß, schlank, blond; — selbst jetzt, in diesem verwahrlosten Zustand noch eine gute Erscheinung. Alex ist ein schweigsamer Mensch. Nie macht er viel Worte. Die tausend Ungelegenheiten des Lagerlebens nimmt er widerspruchslos hin. Kein Fluch, kein böses Wort kommt über seine Lippen. Die Bescheidenheit seines Wesens bringt ihm manchen Nachteil. — Hat sich der Gruppenführer bei der Verpflegungsausgabe am Anfang verausgabt, so bekommt die kleinste Portion, den Rest, Alex. Dinge, die an den empfindlichsten Nerv der gereizten Gemüter in diesem Lager rühren und die kein anderer so ohne weiteres hinnehmen würde, scheint Alex nicht einmal zu beachten. Nur zu still ist er, verschlossen kann man wohl sagen.

Oft liegen wir stundenlang Seite an Seite. Wir schüren zusammen eine Feuerstelle. Bei den täglichen Gängen zum Wasser lösen wir einander ab. So hat sich ein stummes Freundschaftsverhältnis zwischen uns entwickelt. — Wir liegen wieder nebeneinander. Vielleicht ist es der heißeste Tag, den wir in diesem Lager erlebt haben. Es ist, als wollte die Sonne unbarmherzig das ganze Lager mit höllischer Kraft ausbrennen. Weder in diesem Camp noch in irgendeinem anderen gibt es auch nur einen Busch oder Baum, in dessen Schatten man sich flüchten könnte; um Kopf und Gesicht einigermaßen vor den sengenden Strahlen der Sonne zu schützen, haben wir die Mützen und jeden Fetzen, den wir noch aufzutreiben imstande waren, über die obere Körperpartie gelegt.

Endlich naht der Abend. Leis' und lau streicht ein milder Wind vom Rhein herüber. Greifbar nahe und doch unerreichbar weit für uns heben sich auf dem gegenüberliegenden Rheinufer dicht beieinander ein paar idyllisch gelegene Dörfchen von grünen Rebhügeln ab. Keine Menschenseele ist in den engen Gäßchen zu erkennen. Still und verlassen, überragt von spitzen Kirchtürmen, die wie treue Wächter über dem Ganzen stehen, liegen die Häuschen im goldenen Abendsonnenschein.

Wir liegen beide auf dem Bauch. Die Mützen haben wir wieder über den Kopf gezogen. So sehen wir durch den Stacheldraht hindurch auf das Idyll dort drüben. — Und da plötzlich, vielleicht unter dem Eindruck des abendlichen feierlichen Bildes, beginnt Alex zu sprechen.

Du bist verheiratet? meint er unvermittelt. — Ja, sage ich, über die Frage einigermaßen überrascht; und nach einer kleinen Pause stelle ich die Gegenfrage. Wieder vergeht eine kleine Weile. Es ist keine direkte Beantwortung meiner Frage, als Alex nun wieder spricht: Unser Haus ist zerstört. — Meine Angehörigen sind nicht mehr. Niemand wartet auf mich — ich warte auf niemand . . .

Alex schweigt. Nach einer Weile nehme ich das Gespräch wieder auf: Wie alt bist du? — Sechsunddreißig! — Das ist kein Alter, sag' ich, du wirst ein neues Leben beginnen. — Doch Alex schüttelt den Kopf, legt die Hand auf die Brust und sagt dabei: Weißt du, hier drinnen hab' ich ein entsetzliches Gefühl der Leere. Ich mag nicht mehr . . .

Wir schauen wieder gerade aus. In den oberen Maschen des Stacheldrahtes blinkt ein Schild in der untergehenden Sonne. Man kann die Inschrift von hier nicht mehr entziffern, aber jeder Mann im Lager weiß, was diese entlang der ganzen Lagergrenze angebrachten Schilder besagen: Wir, die Gefangenen, haben dem Drahtverhau auf fünf Meter Abstand fern zu bleiben. Widrigenfalls sind die Posten angewiesen, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit wird diese Bestimmung allerdings nicht sehr genau genommen. Bitte, seht da hinüber. Außerhalb des Camps, hinter dem Stacheldraht, steht ein Posten. Den Stützen hat er wider einen Pfosten gelehnt. Auf dieser Seite aber, im Camp also, steht hart am Zaun eine große Menge Volkes. Ein

päär Dumme unter ihnen, die noch das Glück hatten, ihre Uhr behalten zu können, nehmen diese — von einer ganzen Meute Schaulustiger mit allerlei Glossen bedacht — aus der Tasche und reichen sie dem „Ami“ hinüber. Und dieser überprüft jede Uhr genau, dann läßt er sie in der Tasche verschwinden. Ist es ein mittelmäßiges Stück, reicht er dem seitherigen Besitzer eine Schachtel „Shesterfild“, ist es eine gute Uhr, gibt es zwei Schachteln. — Eine gute Uhr für 40 Zigaretten! Wirklich, ein vorzügliches Angebot; so billig kann man nirgends in der Welt einkaufen, wie!

Sobald die Dämmerung hereinbricht, haben solche Späße freilich ein Ende. Der äußere Streifen des Lagers, das Stück Land zwischen Lager und Rhein, ja, der Spiegel des Stromes in seiner ganzen Breite liegen nun im hellsten Scheinwerferlicht. Keine Maus könnte vom Lager zum Wasser hinüberhuschen, ohne gesehen zu werden. Dutzende Posten stehen außerhalb des Zaunes auf Wache, Jeeps mit Maschinengewehren bespickt, fahren unermüdlich Runde um Runde, und die Wächter auf den hohen Beobachtungstürmen überblicken das Lager weithin. Keinem Lagerinsassen sei jetzt geraten, die Sperrzone zu überschreiten.

Eine laue milde Nacht zieht herauf. Die Wärme, welche die Erde den Tag über eingesogen hat, gibt sie nun mildtätig und gütig zurück. Hoch über dieser Stätte der Not und der Menschenunwürdigkeit aber zieht das Millionenheer der Sterne nach urewigen Gesetzen der Schöpfung seine stete Bahn.

In einer Nacht wie dieser braucht man, um schlafen zu können, weder Bett noch Decke. Nur müde muß man sein; und das sind wir alle in überreichem Maße, — sowohl an Leib, wie in der Seele. — Zweimal wird die Ruhe dieser Nacht unterbrochen. Das erste Mal fällt ein Schuß. Daran ist nichts Besonderes; zwischen jedem Wechsel des Lichtes wird hier mehr wie einmal geschossen. Zuweilen bellen die MG ganze Feuerstöße in die Nacht hinaus. Man weiß dann freilich nie, ob die Knallerei Menschen gilt, die den wahnwitzigen, schon im Beginn zum Scheitern verurteilten Versuch unternahmen, diesen Feldern des Todes durch die Flucht zu entinnen, oder ob es sich bei solchem Schießen nur um einen Zeitvertreib der Posten handelt. — Doch es war nun schon eine ganze Weile still im Lager, und in diese Stille hinein fällt jäh die Detonation des Schusses und dazu noch so nahe am Camp, daß mich die überreizten Nerven sofort aus dem Schlafe reißen.

Das Echo des Knalles liegt noch wie leises Zittern in der Luft. Wie ein eben verhallter Schrei in die Nacht ist das —, ja, es ist, als ob urplötzlich eine Atmosphäre dumpfer, banger Beklommenheit ausgelöst sei. Drei, vier Kameraden in nächster Umgebung haben sich mit mir erhoben. Wir schauen in die Richtung, aus welcher der Knall kam, und nun erkennen wir im hellen Scheinwerferlicht dicht am Zaun eine regungslos auf der Erde liegende menschliche Gestalt. — Als wir an die Sperrgrenze kommen, winkt uns auf der anderen Seite ein Posten, wahrscheinlich ist er der Schütze, — wir möchten zu dem am Boden Liegenden gehen.

Es ist Alex! . . . . .

Wir heben ihn von der Erde empor, tragen ihn vorsichtig zum Revierzelt hinüber. Doch da ist jede menschliche Hilfe zu spät: Herzschuß! sagt der Arzt. —

Als wir zum Lagerplatz zurückkehren, meint einer: Von dem hätte ich am wenigsten einen Fluchtversuch erwartet! — Du täuschst dich, Freund, denk' ich bei mir, es war doch eine Flucht; sogar eine geglückte . . .

Nun liege ich wieder auf meinem Platz, schaue zu den funkelnden Sternen empor und grübele über die Rätsel dieser sonderbaren Welt nach . . . Aber von da oben kommt keine Antwort. —

Schlaflos gehen die nächsten Stunden dahin; da kommt die zweite nächtliche Ueberraschung: — Seit Tagen werden die Verpflegungsrationen ständig dürre, obwohl — so sagt man — die Zuteilungen dieselben geblieben sind. Müßte man das, was selbst bei „voller“ Ausgabe zur Verteilung kommt, nicht ohnehin schon Hungerration nennen, vielleicht wäre der ebenso geheimnisvolle wie zu-



sehende Mengenschwund gar nicht so sehr aufgefallen; da aber die Tageszuteilung auf den Kopf ohnehin nur aus wenigen Eßlöffeln roher Nahrungsmittel besteht, gehen bald sonderbare Gerüchte in der Tausendschaft um: Schaut euch den Tausendschaftsführer an! Zusammen mit fünf Mann hat er sich einen Bunker gebaut; wie und mit was? Oh, nichts einfacher wie das —; sie haben das Leermaterial vom täglichen Verpflegungsempfang zerlegt und aus festen Pechkartons, aufgeschnittenen Blechbüchsen und Kistenholz ein regelrechtes Haus erbaut. — Seht, da steht es. Sogar einen Lehmofen haben sie eingebaut, mit Schlot und allem Komfort! Ein eigenes Haus, auch wenn es nur ein solches aus Blech und Pappe ist, erweckt in diesem Kreis naturgemäß die Mißgunst der Neider, was aber viel schlimmer ist: man spricht davon, daß die „Hausbesitzer“ beträchtliche Mengen Lebensmittel von den durch ihre Hände gehenden täglichen Empfängen einbehalten haben. Ja, wie könnte es sonst sein, daß der Schlot den ganzen Tag raucht, liebliche Düfte aus dem Innern des Baues steigen und die Kerle täglich fetter werden, während ihre übrigen Leidensgefährten sich den Riemen ständig enger um den Bauch legen müssen.

O, Freunde, in einer „Stadt“ wie dieser, wo die ausgezehrtten Bleichgesichter ihre Wigwams so eng beieinander haben, daß der eine den Herzschlag des andern hört, bleiben solche Dinge kein Geheimnis. — So hat sich denn eine Horde „Freiwilliger“ für dieses Sonderunternehmen zusammengefunden. In tiefster Nacht haben sie mit wichtigen Tritten und derben Griffen den kunstvollen Bunker „zerlegt“ und das Nest ausgehoben. Es kommt zu interessanten Szenen bei diesem nächtlichen Schauspiel; allein, um sich daran zu belustigen, muß man in der rechten Stimmung sein. Ich bin noch zu sehr in Gedanken mit Alex beschäftigt. Nicht einmal lachen kann ich.

Uebrigens haben sich die Gerüchte um die Verpflegungsräuber bewahrheitet. Milchpulver, Zucker, Konserven und sonstige Dinge wurden in beträchtlichen Mengen „erbeutet“. — Jetzt haben wir einen anderen Tausendschaftsführer, und die nächsten Tage und Wochen müssen beweisen, ob er besser ist.

Seit Stunden regnet es wieder Bindfäden. Das Camp, das ganze Lager ist ein einziges Schlammbad. Beim Gehen muß man vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzen, damit man auf dem ausgetretenen schlüpfrigen Gelände nicht ausgleitet.

Aber seht, der Herr läßt seine Schäflein nicht umkommen!

Ganz unverhofft werde ich als Träger zum Verpflegungsempfang abkommandiert, und dabei fällt eine kostbare Beute für mich ab: Ein halber Pappkarton! — Wie, ein halber Pappkarton? Ich sehe dein mitleidiges Lächeln. Aber wozu solltest du auch wissen, was es mit solch einem Stück Pappe auf sich hat? Zunächst ist da zu bemerken, daß es sich nicht um Pappe handelt, wie sie gewöhnlichen Sterblichen bekant ist. — Nein, es ist amerikanische Pappe! Zwischen den beiden grauen äußeren Schichten liegt eine solche aus Teer. Bis da ein Tropfen Wasser durchsickert, kann es lange regnen. Dämmert dir nun etwas? — Bei einem Dauerregen, wie jetzt zum Beispiel, kauerst du dich ganz dicht zur Hockstellung zusammen, hängst dir das Stück Pappe über Kopf und Knie, gegen die Windrichtung natürlich — und das Unterkunftsproblem ist gelöst! . . . Wenn in den Nächten die Erde anstatt wohliger Wärme, Kälte und Nässe ausstrahlt, schiebst du dir deinen Teerkarton unter und brauchst nicht auf dem blanken Boden liegen. Dein karges Mahl, von dem du zwar nicht satt werden, aber doch wenigstens den Prozeß des Verhungerns etwas hinausziehen kannst, mußt du nun nicht mehr im Staub und Schmutz der Erde anrichten, o nein, du legst deinen Karton auf die Erde und hast so einen feinen Tisch.

Seht, so ist das mit uns Menschen! Aus den höchsten Regionen der Kultur und der Zivilisation, zu denen wir uns mühsam emporgeschoben haben, stürzen wir uns gegenseitig — je nachdem, wer gerade oben steht — in den schmierigsten Pfuhl, in den abscheulichsten Sudel hinab und dann beginnen wir den „Aufstieg“ von neuem; — mit einem Stück Teerpappe und einigen leeren Blechbüchsen! — —

Gegen Mittag läßt der Regen nach. Es rieselt nur noch dünn und fein vom Himmel herab. Das lange Verharren in der zusammengekauerten Stellung hat mich steif gemacht. Mein „Gepäck“, den Teerkarton und zwei leere Konservendbüchsen, stelle ich zu Freunden in ein benachbartes kleines Zelt unter, denn es wird hier alles gestohlen, was man auch nur für Augenblicke aus den Augen läßt. Am schlimmsten allerdings ist das nachts; da stiehlt man dem Schlafenden die Mütze vom Kopf und — sofern er sie hat — die Decke vom Körper. Es ist unglaublich, zu welcher Fertigkeit es auf diesem Gebiet die Skrupellosesten gebracht haben.

Um mir etwas Bewegung zu verschaffen, wate ich ein wenig auf dem glatten schlüpfrigen Schlammfeld umher. — Auf der anderen Seite des Camps, dort, wo der Stacheldraht direkt an die breite Lagerstraße grenzt, bleibe ich stehen, reibe mir die Augen, — hat mich das Fieber wieder gepackt? — Seht nur: auf der Lagerstraße, vom Eingang her, kommt ein leibhaftiger Gespensterzug heran; oder will mir einer sagen, diese Gestalten da draußen seien Menschen von Fleisch und Blut? Voran geht ein hohes mageres Wesen, ein langer grauer, von Schmutz und Schlamm bedeckter Mantel hängt ihm von den Schultern bis weit über die Knie. Aus blassem, von dem hochgeschlagenen Mantelkragen umrahmten Antlitz schauen die Augen mit seltsam starrem Ausdruck ins Weite. Das Haupt ist unbedeckt; mit den langen dunklen Haaren treibt der Wind sein Spiel. Neben dieser Gestalt schreitet eine andere, bei deren Betrachtung einem das gleiche Grauen packt; — ein heller gestreifter Lazarettanzug aus hauchdünnem Stoff liegt ihr um die schlotternden Glieder. Der linke Aermel des Kittels ist leer, baumelt lose im Winde. Der Arm fehlt . . . Den rechten Arm hat dieses geisterhafte Wesen unter den linken seines Nebenmannes geschoben, denn er ist blind . . .

Aber dieses Paar bildet nur die Spitze eines Zuges, der so schauerlich anzusehen ist, daß er, wo immer er in diesem Lager auch vorüberkommen mag, nur Grauen und Entsetzen verbreitet.

Hundert, zweihundert, vielleicht auch mehr solcher und schlimmer dreinschauender Unglücksgestalten wanken heran. — Blinde, Menschen ohne Arme, Beinamputierte. — Sich gegenseitig stützend, hinkend, auf Krücken humpelnd, so schleppt sich diese Schar mit bleichen, durch Strapazen entstellten Zügen voran. Etwa ein Dutzend der Bedauernswerten sind noch im Besitz eines Mantels; die andern stecken lediglich in dünnen Lazarettkitteln.

Man möchte hoffen, daß das Ganze ein böser Spuk sei, doch seht, es haben sich nicht die Gräber an den Fronten geöffnet, und die da vorüberwanken, sind nicht die Geister der Toten, nein, — es sind Menschen wie wir. — He, Kamerad! He, Kumpel, woher kommt ihr? — Aus dem Lazarett!

Ja, so ist es, man hat die Lazarette geräumt und ist nun dabei, die Aermsten der Armen in dieses Lager, das schon für Gesunde die Hölle auf Erden bedeutet, hineinzuzerren.

Hinter diesem traurigen Zug geht ein amerikanischer Posten mit geschulterter Flinte. Die Augen hat er zu Boden gerichtet. Es sieht so aus, als schäme er sich . . .

Und es bleibt nicht bei diesem Transport allein. Täglich treffen neue gleicher Art ein. — Wir, die noch einigermaßen Herr ihrer Glieder sind, haben nicht erwartet, auf der anderen Seite mit Liebe und Güte überschüttet zu werden; jedoch mit ansehen zu müssen, wie man jene unglücklichen Geschöpfe, welche die Furie des Krieges zu wandelnden Denkmälern ihrer Herrschaft gemacht hat, einem wahrhaft teuflischen Schicksal überläßt, das ist hart. Glaubet, angesichts solcher Bilder verstummt die Klage über die eigene Not, und das wunde Herz möchte sich vor Scham im Leibe umdrehen, wenn man in unserem Zeitalter von Menschenrechten und der Würde des Menschen spricht und in einem Atemzug dem abscheulichsten Frevel Götzendienst leistet.

Seht, unter den Gefangenen des Lagers Sinzig sind die Träger vieler An-

schauungen vertreten: Angehörige ehemaliger Strafkompagnien, Kz-Häftlinge, Fromme und Heiden, Menschen, die das Soldatsein hassen wie die Pest, und solche, denen es Beruf oder gar Lebensinhalt war; es befinden sich hier glühende Patrioten und Menschen, die den Armeen der Sieger mit wehenden Fahnen entgegenliefen; — in einem aber sind sie sich alle einig: von Methoden solcher Art wenden sie sich schauernd ab . . .

\*

Die Kolonnen, welche die Verpflegung für die Tausendschaften bringen, führen heute sonderbare Lasten mit sich. So etwas hat man bei derlei Anlässen bisher nicht gesehen. Zwischen den bekannten Dosen und Kasten schleppt man weiße Säcke aus Papier, unter dem sich der Inhalt in kantigen Formen abzeichnet. Sobald die Träger ins Camp einbiegen, pirschen sich die ersten Neugierigen heran. — He, Kumpels! Was habt ihr in den Säcken? so fragen sie. — Aber die Kumpels verraten nichts. Sie grinsen nur — ein wenig pffiffig, ein wenig vielsagend, und schleppen ihre geheimnisvolle Fracht in der Kolonne fort.

Aber der Weg, den die Träger gehen, wird von immer mehr Neugierigen umlagert; schließlich sind es so viele, die an jedem Stück Last herumschnüffeln, daß der Schleier des Geheimnisses doch vor der Zeit gelüftet wird. Jemand sagt plötzlich nur ein Wort. Schen, fast ungläubig, mit einer Stimme voller Ehrfurcht sagt er es:

Brot!

Ein Zweiter ruft es: Brot! — Ein Dritter schreit: Brot! Wie ein Lauffeuer geht die Kunde durch das Camp.

Heute also gibt es zum erstenmal nach vielen Wochen bei der Verpflegungsausgabe Brot. Gruppenführer zu den Hundertschaftsführern! Brotempfang! Noch nie ist in diesem Lager eine Parole so froh aufgenommen worden wie diese.

Ach seht, jetzt kommt er zurück, unser Gruppenführer. Und was für ein Gesicht er schneidet! Die Ueberraschung, das Brot, hält er in den Händen, die auf dem Rücken liegen, versteckt. — Auf vier Gruppen, das sind vierzig Mann, kommt ein Brot! Unsere Gruppe hat also den vierten Teil eines Brotlaibes erhalten. Beobachtet von achtzehn heißhungrigen Augen, die aus langen mageren Gesichtern jede Phase der Verteilungsvorbereitung verfolgen, zerlegt der Gruppenführer das Stückchen Brot in zehn gleiche Teile. Zehn Stücke müssen es sein, denn für Alex, den man längst irgendwo begraben hat, bekamen wir einen „Neuen“ zugeteilt. Jede einzelne Scheibe Brot hat ungefähr die Größe eines kleinen Taschenspiegels, und wenn man sie vor ein Auge hält und das andere zukneift, kann man da hindurch das gegenüberliegende Rheinufer gut erkennen.

Einer nach dem andern nimmt ein Stücklein in Empfang; am Ende bleibt nur noch der Gruppenführer. Doch was ist das? er hat nicht eine übrig behalten, nein, es sind zwei Scheiben Brot, die er in seinen Händen hält. Wie ist das möglich? Noch einmal zählt man die Köpfe, und wahrhaftig, nun stellt sich heraus, daß wir nur neun Mann sind. Einer fehlt im Kreis; — richtig, dort drüben in seinem Erdloch liegt ja noch der „graue Methusalem“. Daß einer den Verpflegungsempfang, noch dazu einen so wichtigen, verschlafen hat, das ist unglaublich.

Methusalem! ruft der Gruppenführer, willst du heute einen Fasttag einlegen? Aber Methusalem hat einen guten Schlaf. Einer nimmt etwas Lehm vom Boden, wirft und trifft den Schläfer in den Nacken. Methusalem rührt sich nicht. Ja, Methusalem rührt sich in diesem Leben überhaupt nicht mehr, — er ist tot . . .

Auch den grauen Methusalem tragen wir zum Zelt hinüber. Ein Sani weist uns einen Platz an, wo wir ihn niederlegen sollen. Hier schlägt er eine Decke zurück, unter der bereits ein anderer stummer Schläfer liegt. Seht, so kommt es, daß Methusalem, ein wenig spät allerdings, doch noch zu einer Decke kommt . . .

Dumpf, bleischwer ziehen die Tage dahin. — Wir sitzen hier zusammen, hundertzwanzigttausend Menschen, und doch ist jeder ein Einsamer. Träumend schauen wir zum jenseitigen Rheinufer hinüber, oder ziehen die schmutzigen Fremden vom Leibe, um nach Läusen zu suchen. Ein peinliches Geduldspiel, denn diesen treuen Begleitern glaubten wir längst östlich der Weichsel entronnen zu sein. — Amüsant, wengleich auch ebenso grotesk wie beschämend ist es, dem „Spiel am Zaun“ zuzusehen. Da gehen draußen die Posten auf und ab. Ständig zieht diesseits des Zaunes ein Schwarm Gefangener hinter ihnen her. Hin und wieder nimmt einer der Posten den Stummel seiner abgerauchten Zigarette aus dem Munde und schnickt ihn mitten in den Schwarm seiner Verfolger hinein. Zehn, zwanzig Gestalten stürzen sich sodann zugleich auf die „Kippe“. Zunächst ist außer einer riesigen Staubwolke nichts zu sehen; dann erheben sich die „Kämpfer“, einer nach dem andern zerschunden und zerkratzt von der Erde; einer aber, der „Sieger“, steht triumphierend im Kreise der Leer- ausgegangenen und pafft den Stummel so lange zwischen den Lippen, bis ihm die Glut das Fleisch versengt.

Nikotin ist ein überaus zugkräftiges Gift. Wie gesagt: Zwei Päckchen Zigaretten für eine gute Uhr! Das ist ungefähr der Kurs. Mit Geld dagegen ist nichts mehr zu machen. — Da drüben sitzt zum Beispiel eine Gruppe von Gefangenen zusammen. In ihrer Mitte liegt ein winziges Stück Pappe; darauf klatschen von früh bis spät die Karten nieder. Rauhe Späße und saftige Flüche begleiten das Spiel, dessen Einsätze zuweilen bei tausend Mark, ja oft noch um ein gutes Sümmchen darüber liegen. Dennoch hat das Treiben hier mehr unterhaltenden wie leidenschaftlichen Charakter. — Eben steht einer der Spieler auf, nimmt eine „Kippe“ aus der Tasche und geht wenige Schritte zu einer benachbarten Feuerstelle hinüber. Nun zerzt er einen Bündel Banknoten aus dem Gewand und zündet sich mit einem Zehnmarkschein die Zigarette an. Alle, die das sehen, lachen. Endlich sagt einer: Mensch, Kumpel — du gehst aber mit dem Geld um . . . ! —

Ist doch nichts mehr wert, wenn wir hier herauskommen! meint der Kumpel. Doch der andere sagt nachdenklich: Man kann es nicht wissen, etwas wird man vielleicht doch noch damit anfangen können. — Aber der, welcher den Zigarettenstummel angezündet hat, geht gelassenen Schrittes zu seinem Platz zurück und entgegnet: Ja, etwas wird man mit dem Dreck noch anfangen können, — man wird sich damit den . . . ! — — Doch laßt mich davon absehen, den ausgesprochenen Satz hier wörtlich wiederzugeben.

Solange man „nur“ um Geld spielt, bleibt die Stimmung trotz aller Derbheit noch einigermaßen im Rahmen. Anders wird es dagegen, wenn man auf den unseligen Gedanken kommt, die Verpflegungsrationen aufs Spiel zu setzen. Tückisch, argwöhnisch verfolgt nun der eine jede Bewegung des andern. So geht das eine Weile. Mancher hat schon ein gut Teil seiner Verpflegung für den nächsten Tag und mehr verspielt. Endlich faßt einer aus dem Kreise der Spieler blitzschnell nach der Hand seines Nebenmannes. — Du Schuft spielst falsch! so schreit er, und im Handumdrehen ist eine schlimme Keilerei im Gange. Widerlich ist das mitanzusehen; aber daran muß man sich gewöhnen.

Der Krieg rafft nicht nur so manchen lieben Menschen dahin, — er läßt auch die guten Sitten welken, und die Moral wankt nur noch auf schwachen Füßen durch's Land.

Eines der vielen Rätsel in diesem und den anderen Camps sind die qualmenden Feuerstellen. Hin und wieder kommen zwar ein paar Stämmchen Holz ins Camp, doch bis zu den Gruppen hinunter dringt in den seltensten Fällen auch nur ein Scheit. Es gibt auch im ganzen Camp nur eine Axt und die hat das Krankenrevier. Aber eine Axt für fünf- bis siebentausend Menschen, — man wird zugeben, das ist zu wenig. Dennoch rauchen die Feuerstellen! Wieso? — wie gesagt, das ist eines der Rätsel im Lager Sinzig.

Wochen, Monate liegen wir nun, Wind und Wetter ausgesetzt, im Freien. Es ist zum Verzweifeln, und mancher fühlt sich dem Wahnsinn nahe.

Eines Tages mache ich die Bekanntschaft eines begüterten Freundes. Dieser Freund ist Oesterreicher und heißt, wie fast alle Oesterreicher, nämlich: Sepp! Der Reichtum Sepps besteht in einem großen leeren Pappkarton amerikanischen Ursprungs; also keine gewöhnliche Pappe, sondern Teerpappe! — Nun, so ganz mittellos bin auch ich nicht. O nein, in einer verborgenen Tasche meiner Uniform trage ich einen gar wertvollen Besitz mit herum; das sind drei Zigaretten, noch aus seliger Marketenderzeit. Kurzum: Wir zwei, Sepp und ich, beschließen, unseren Besitz gemeinsam anzulegen. Als wieder ein Arbeitskommando in unser Bereich kommt, um Latrinengruben neu auszuheben, pirsche ich mich gegen Mittag an die Kolonne heran, stecke einem Mitglied derselben eine Zigarette zu und erhalte, nachdem ich meine Feldbluse zum Pfand ausziehe, über die Mittagszeit einen Spaten geliehen. Nun beginnt an unserem Lagerplatz eine fieberhafte Tätigkeit. Wir heben eine Grube aus. Wir, Sepp und ich, lösen einander ab. Aber so sehr wir uns auch abmühen und die Erde mit Schippen, Kratzen und Hacken nach oben schaffen: bis zur festgesetzten Stunde werden wir nicht fertig; und bis zum Ende der Mittagszeit muß ich den Spaten zurückbringen, damit der Ausleiher nicht auffällt, sonst erwachsen ihm seitens des amerikanischen Postens beträchtliche Unannehmlichkeiten.

Zwei Tage später wiederholen wir das gleiche Manöver — und dann sind wir am Ziel. Wir haben eine Grube, etwa sechs Fuß tief und knapp drei Fuß breit ausgehoben; sie ist so lang, daß zwei Menschen normaler Größe gerade darin liegen können. Eine Totengruft, so denkt ihr wohl. Nun, so ähnlich schaut unsere Höhle freilich aus. Aber eine Totengruft braucht kein kunstvolles Dach. Das Dach aber, das wir aus Sepps zerlegtem Karton und dem Rest Pappe von mir über der Grube errichten, müßt ihr sehen. Es ist ein Dach modernster Konstruktion, nach oben gewölbt, damit das Wasser ablaufen kann, ist am Rande mit einer Rinne versehen usw. Natürlich haben wir auch einen Eingang, entgegengesetzt der Wetterseite, versteht sich. Nun fehlt nur noch eines: der Regen! Aber auch der bleibt nicht aus. Gleich am nächsten Tag setzt er ein; und nun steigen wir mit einem königlichen Gefühl in unseren Bunker. Er ist dicht, kein Tropfen kommt von oben hindurch. Der Boden unten freilich, auf dem wir unmittelbar liegen müssen, ist feucht, die Luft ist muffig und modrig, und die Würmer fallen uns, nicht gerade gebraten und knusprig wie sagenhafte Tauben, sondern schmierig und klitschig, wie es nun einmal an Würmern üblich ist, sozusagen in den Mund.

Es sei zugegeben: wer aus den geordneten Verhältnissen eines gutbürgerlichen Lebens urplötzlich vor dieses Erdloch gestellt würde, könnte es nur schauernd betreten; aber vergeßt nicht, — wir sind Menschen, die nahezu sechs Jahre lang vom Kanal bis zur Oka, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer den Staub vieler Länder in sich hineingefressen haben; unset, ruhelos sind wir jagend und gejagt bei Hitze und Kälte, Schnee und Regen durch Felder, Wälder und Steppen gehetzt, in muffigen stinkenden Höhlen haben wir die Gemeinschaft mit Ratten, Wanzen und Läusen gepflegt und nun, gewissermaßen als Abschluß und Krönung dieser glorreichen Zeit, wälzen wir uns im Schlamm der rheinischen Heimateerde. In solchen Stunden denken wir auch wohl an jene Hunderttausende und Millionen Kameraden, die wir da draußen in solchen Gruben für immer zurückgelassen haben, und nun möget ihr verstehen, daß es in solchem Milieu und bei solchen Erinnerungen keiner allzugroßen Ueberwindung mehr bedarf, lebendig in Gräbern hausen zu können.

In den nächsten Tagen löst eine Sensation die andere ab: Jeder Gefangene erhält ein Stück Seife! Eine Entlausungsanstalt wird eingerichtet! Ja, wir dürfen sogar, in kleineren Trupps zusammengefaßt, an das Ufer des Stromes, um uns zu waschen; sobald das Wasser die Knie übersteigt, drohen die in besonders großer Zahl vorhandenen Posten zwar mit den Schießseisen, immerhin — es ist

doch schon etwas, sich wieder einmal richtig waschen zu dürfen. Das Neueste ist ein Lautsprecherwagen, der durch das Lager rollt und mit weithin schallender Stimme Anweisungen und Meldungen durchgibt, die mitunter ebenso lächerlich wie aufschlußreich sind. Zum Beispiel:

Der amerikanischen Lagerleitung ist es aufgefallen, daß die Gefangenen auf dem Wege zur Entlassung unordentlich und in sehr schlechter Haltung gehen. Es wird künftig erwartet, daß die Tausendschaften in Reihe und Glied und auf Vordermann marschieren (!).

Den Gefangenen ist es streng verboten, den Körper völlig unbekleidet der Sonne auszusetzen. Die Zahl der Todesfälle allein durch Hitzschlag beträgt gegenwärtig pro Tag 50—60 Mann . . .

Die Transportlage läßt vorerst eine Erhöhung der gegenwärtigen Verpflegungssätze nicht zu. Im übrigen sind die Rationen von Aerzten so ausgerechnet, daß ihr Nährgehalt für einen in Ruhe befindlichen menschlichen Körper ausreicht.

Also, allein durch Hitzschlag sterben im Lager Sinzig z. Zt. täglich 50 bis 60 Menschen. Hitzschlag ist, in diesem Falle, nicht nur eine Folge der Hitze, er ist vor allem hier auf die Schwäche der unterernährten Menschen zurückzuführen. Die Aerzte aber haben, gewiß unter günstigeren Verhältnissen, errechnet, daß die augenblicklichen Verpflegungssätze für einen „in Ruhe befindlichen Körper“ ausreichen. — Ach ja, und dann ist es aufgefallen, daß wir schlecht marschieren! Läßt man uns nicht, weil wir marschierten, in diesem Lager büßen? Und nun, da wir nicht mehr marschieren wollen, — sollen wir marschieren; noch dazu auf Befehl derer, die uns das Marschieren als Sünde angeschrieben haben! . . .

Ach, Freunde, da brummt einem der Kopf, — oder versteht ihr das besser? . . .

In unserer Grabkammer sind wir eine ganze Weile vor den Unbilden der Witterung geschützt. Bis dann eines Tages ein Wetter losbricht, das, in bezug auf Wasserniedergang, alles Seitherige in den Schatten stellt. Wahrhaft beängstigend rauscht der Regenstrom auf das dünne Dach nieder.

Es ist tiefe Nacht. Eng zusammengepreßt liegen wir sechs Fuß tief unter der Erde. Bei der geringsten Bewegung rieselt uns der Sand von den Wänden in den Hals. Aber gegen solche kleinen Unbequemlichkeiten sind wir längst immun geworden.

Sepp unterbricht das Schweigen. — So ein Sauwetter! sagt er, die armen Teufel tun mir leid, die jetzt da oben im Dreck stehen müssen. — Ja, pflichte ich bei, und Sepp meint wieder: Weißt du, damals, als die Deutschen in Oesterreich einmarschierten, wurden alle politisch Verdächtigen verhaftet. Mich steckten sie auch sechs Wochen ins Loch, und es ging mir und den andern nicht gut da; aber wir hatten doch wenigstens ein Dach über dem Kopf und ein Stück trockenen Boden unter dem Hintern, — und resigniert fügt er hinzu: Nein, die Alliierten haben mich enttäuscht! . . .

Noch in dieser Nacht findet unser Höhlendasein ein jähes Ende.

Die Rinne, welche wir um das Dach gelegt haben, zeigt sich solchen Anforderungen nicht mehr gewachsen. Das Wasser hat das Erdreich, auf dem wir das Dach errichteten, völlig durchweicht und unterwaschen; und nun stürzt plötzlich der obere Teil aller vier Wände zugleich herab. Wasser, Lehm, Dach und Steine klatschen auf uns herunter. Wie von der Otter gebissen, springen wir aus dem Loch heraus, und kaum stehen wir oben, da bricht die gesamte Grube in sich zusammen. Wahrhaftig, da fehlten nur Bruchteile von Sekunden und man hätte uns nicht einmal mehr zum Zelt hinüberzutragen brauchen.

Wir stehen wieder draußen, im Schlammfeld der Hundertzwanzigtausend. Kalter Regen rauscht nieder. Den Kopf ziehen wir tief ins Genick, bis über die Knöchel stehen die Füße in der aufgeweichten Erde. — Tausende, aber Tausende von Menschen stehen ringsum soweit der Blick im trüben Licht des anbrechenden Tages reicht.

In diesem Meer seelisch und körperlich zermürbter Menschenleiber steht ein Wesen neben mir, das zuckt mit den Schultern und schluchzt leise vor sich hin. Ich wende mich zu dem Verzweifelten, berühre ihn mit der Hand. Ein Bürschlein, nur mit Hemd und Hose bekleidet, hebt den Blick zu mir. Zwei müde hoffnungslose Augen schauen mich aus schmalen Knabengesicht ratlos an. — Wie alt bist? frage ich. — Sechzehn . . . ist die Antwort — — —

Während das Leben in dieser Welt des Schlammes von Stunde zu Stunde unerträglich wird, und nun auch der leiseste Hauch menschlicher Würde von ihm gewichen ist, spielen sich drüben in dem kleinen, mit der Flagge des Roten Kreuzes gekennzeichneten Zelt, dem Krankenrevier, Szenen ab, die ebenso erbärmlich wie erschütternd sind.

In Lumpen gehüllt, mancher nur notdürftig bekleidet, liegt hier eng aneinander gepreßt, Körper an Körper. — Etwa sieben mal zehn Meter groß ist die Fläche, die das Zelt überspannt, und die Zahl der Patienten unter seinem Dach schwankt täglich zwischen 60 und 80 Mann. Für diese Kranken stehen insgesamt 10 Wolldecken zur Verfügung. Sonst gibt es nichts, was das Liegen erleichtern könnte. Keine Pritsche, kein Stroh, nichts . . .

Gequält von Krankheiten, die man nicht einmal feststellen, geschweige denn bekämpfen kann, liegen die Menschen zerschunden, von Hunger geschwächt, hier auf der blanken Lehmerde.

O, ihr Großen und Edlen aller Völker, die ihr nicht müde werdet, von dem Geist und der Würde des Menschen zu singen, müßt ihr auch nur einen Tag in solch einem Lager verbringen: — in euren Herzen erstürbe die Freude am eigenen Schaffen . . .

Von früh bis spät flutet der Strom der Kranken wider das Zelt; aber so sehr sich die kleine Besatzung darin auch abmüht, es bleibt doch alles nur lächerliches Stückwerk. Es fehlt an Medikamenten und Instrumenten, und mit dem guten Willen allein lassen sich solche Aufgaben nicht bewältigen. — Alles, was sich nur einigermaßen auf den Beinen zu halten vermag, schickt man ins Camp zurück, um wenigstens jene, die offensichtlich am Ende ihrer Kräfte sind, die Halbtoten, im Zelt aufnehmen zu können. — Einmal am Tage kommt ein amerikanischer Sanka (Sanitätswagen) zum Zelt, um dringendste Fälle ins Lagerlazarett zu verbringen. Dieser Wagen freilich kommt nicht zu uns allein. Meist hat er schon die Krankenreviere einer ganzen Reihe von Camps abgefahren, ist reichlich besetzt, oder gar überfüllt; mehr wie zwei oder drei Mann lassen sich selten in das Fahrzeug noch hineinquetschen. Was aber bedeutet der Abtransport von zwei oder drei Kranken, wenn sechzig oder achtzig im Fieber auf blanker Erde liegen!

Wahre Triumphe feiert in diesen Tagen der Mann mit der Sense. Mit wuchtigen Streichen holt er sich die Opfer aus der Fülle des Leides, und manchen Freund, den seine Kugel draußen an den Fronten verfehlte, befördert er hier nur mit flüchtigem Wink ins Jenseits. — Die Herzen der Lebenden aber sind in diesem Milieu so stumpf und leer geworden, daß ihnen angesichts der tausenden Streiche dieser Sense kein Zug der Rührung mehr durch die Seele geht. — Die Ehrfurcht vor der Majestät des Todes ist geschwunden — ja, die Lebenden beneiden die Toten . . .

\*

Laßt mich das Kapitel um das Kriegsgefangenenlager Remagen-Sinzig schließen. Schneller, als wir es zu hoffen wagten, haben sich für die meisten darin die Tore zur Entlassung geöffnet. — Wie ein böser Spuk liegen die vergangenen sechs Jahre hinter uns — und die letzten Wochen und Monate waren davon nicht die angenehmste Zeit . . .

Drüben, bei dem Dörfchen Bodendorf hat man für die Toten des Kriegsgefangenenlagers Remagen-Sinzig einen eigenen Friedhof angelegt. Eintausendeinhundert Kameraden halten dort den ewigen Schlaf. Es ist dies freilich nur

ein Teil der Opfer dieser Tage, denn hier hat man nur jene bestattet, die im Schlamm des Lagers zugrunde gingen. Die Zahl derer, die in den Lazaretten jenseits der Lagergrenzen starben, wird um ein Wesentliches höher sein. Die bleichen Kreuze dieser stummen Schläfer aber mögen — auch als Mahnmal der Unmenschlichkeit — für alle Zeit an diese düsteren Frühlingstage des Jahres 1945 erinnern und der Welt eine Mahnung sein, ehrlicheren Herzens im Sinne echter Menschlichkeit zu streben.

Versuchen wir Lebenden, das Unschöne zu vergessen. Seht, es gibt Kameraden, die jenseits der Heimat Schlimmeres erduldeten und vielleicht noch erdulden werden. Einstmals in die Heimat zurückgekehrt, mögen sie Erschütternderes zu berichten haben als wir.

Nun rollen wir wieder auf amerikanischen Lastkraftwagen hart am Ufer des Rheines entlang, — diesmal der Heimat zu. In W. händigt man uns die Entlassungspapiere aus. Der Transport läuft auseinander, der Einzelne geht seiner Wege. Man bedeutet uns, daß die Heeresfahrzeuge der Besatzungsmacht angewiesen sind, entlassene Kriegsgefangene mitzunehmen. Ich gehe auf die Autostraße, die nach F. führt, hinaus. Der erste Wagen, dem ich winke, verlangsamt seine Fahrt. Eine Gestalt beugt sich heraus, dann fliegt mir eine Handvoll Apfelsinschalen an den Kopf; der Motor heult auf und der Wagen fährt wieder davon. Auf weitere Versuche solcher Art verzichte ich. — Dreißig Kilometer sind es bis F. Was sind dreißig Kilometer? — Als unsre Division an den Ufern der Oka lag, zählte sie insgesamt noch etwa 6000 Mann. Von diesen 6000 Mann wär' jeder Einzelne mit Vergnügen zu Fuß in die Heimat gelaufen, wenn es hätte sein können. Damals waren das an die 3000 Kilometer; — nun, so werden die jetzt noch vor mir liegenden dreißig Kilometer auch kein Hindernis mehr sein! . . .

Doch seht, es kommt zuweilen anders, als man denkt. Ich bin noch keine zwei Kilometer gewandert, da hält plötzlich ein Jeep neben mir. Vier Personen sitzen darin: drei amerikanische Soldaten und eine ältere Dame in Uniform, auch eine Amerikanerin.

Wohin wollen Sie? — Nach F. — Steigen Sie ein! — Schon sitze ich im Wagen. Die Dame spricht deutsch; nicht gerade fließend, aber doch so, daß eine gute Verständigung möglich ist. — Wo ich während des Krieges war, will sie wissen. In Holland, Frankreich, Rußland, Polen und auf dem Balkan, antworte ich. — Wo ich zuletzt in Gefangenschaft war? — In Sinzig am Rhein bei Ihren Landsleuten, antwortete ich. — Wurden Sie gut behandelt? — Nein, nicht immer! — Die Dame zeigt sich erstaunt. —

Die Ruinen von F. rücken näher. Der Wagen hopst über notdürftig zugeworfene Bombentrichter, an verkohlten und zusammengestürzten Mauern und Bauten vorbei. — Schrecklich, sagt die Frau mit einem Blick auf die Ruinen, und was für eine schöne Stadt war das. Ich kenne sie; ich war früher schon einmal hier.

Schweigen . . .

Und alles das, fährt die Dame fort, verdanken sie einem einzigen Mann. Entsetzlich! Alles für nichts! . . .

Gewiß, denke ich, einer gab das Signal zum Anfang; aber, ist es nicht allen Beteiligten an diesem Geschehen etwas bequem gemacht, zu sagen: alles das verdanken wir einem Einzigen . . . Tragen an diesem Stoß, der das Abendland so sehr erschütterte, daß es sich vielleicht nie mehr recht davon erholen wird, nicht alle einen Teil Schuld, — Besiegte wie Sieger? — Alles, was der Mensch auf dieser Erde als Einzelner vollbringt, bleibt Stückwerk, im Guten wie im Bösen; erst alle zusammen schaffen die Tat . . .

Die Dame, welche hin und wieder einige Worte mit ihren Reisegefährten wechselt, scheint noch auf Antwort zu warten, und ich sage:



Gewiß, es war alles umsonst. Und doch könnten die Opfer aller einen Sinn haben; dann nämlich, wenn die Welt endlich einmal aus den Folgen solcher Katastrophen die rechten Lehren zöge und in ehrlicher Absicht daran ginge, den Weg zu ewigem Frieden zu suchen.

Dafür werden wir diesmal sorgen — verlassen Sie sich darauf! meint die Dame mit Ueberzeugung; und meine und gewiß aller Gepeinigten dieses Krieges herzlichste und aufrichtigste Glückwünsche zu solch edlem Vorhaben sind ihr und allen, die sich in ehrlicher Absicht darum bemühen, gewiß.

Wir sind in der Stadt angekommen. An einer Wegkreuzung hält der Wagen. Ich steige aus. Diesmal habe ich es besser getroffen. Man tastet mich nicht nach Uhr und sonstigen Wertgegenständen ab, man schlägt mich nicht und wirft mich nicht mit Apfelsinenschalen. — Nein, man reicht mir sogar die Hand zum Abschied.

Es ist stockdunkel geworden. Durch endlose Trümmerfelder suche ich mir einen Weg. Vertraute Straßen hat die Furie des Krieges zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Ihre Namen vermag ich nur noch nach Lage und Richtung zu bestimmen. Geisterhaft steigt links und rechts vom Wege durchrissenes und zerbröckeltes Mauerwerk zum nächtlichen Himmel empor. Wie Totenaugen, starr und leer, schauen die Fensteröffnungen aus dünnen Fassaden ins Dunkel.

Es ist ein sonderbarer Weg in die Freiheit! — Wirklich, in die Freiheit? . . .

---

Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdruckes, vorbehalten. —  
Erscheint im Verlag des Verfassers (Bornheimer Brücke, Frankfurt/M.) — Das  
Photo auf der Titelseite wurde in freundlicher Weise von Photogroßvertrieb  
Willi Schaefer, Sinzig/Rhein, zur Verfügung gestellt.      Preis DM —.80

Druck: 1947

Buchdruckwerkstätte · Frankfurt - Main · Dahlmannstrasse 18